

gleichen Schritt hielt. Allerdings haben Mittheilungen und selbst, wie das Beispiel von St. Front in schlagendster Weise darthut, Nachahmungen stattgefunden; aber jene wirkten nur anregend, wo der Boden für sie schon bereitet war, und diese, gewiss selten so umfassend wie dort, unterlagen stets den einheimischen Gewohnheiten. Diese sind überall vorherrschend, jede Provinz bildet noch ein selbstständiges Ganzes. Aber der gemeinsame Geist der Zeit bewirkt doch ein gleichmässiges Fortschreiten und bringt allmählich eine grössere Uebereinstimmung hervor. Der Charakter der christlich-germanischen Bildung, welche das ganze Abendland durchdringt, aber die Individualität jeder Gegend bestehen lässt und sich ihr anfügt, zeigt sich in der Baugeschichte dieser Epoche in höchst entscheidender Weise.

---

#### Sechstes Kapitel.

### England, nebst Irland und Scandinavien.

Die Architekturgeschichte von England<sup>1)</sup> bildet mehr, als die der anderen Länder, ein in sich abgerundetes Ganzes. Sie hat nicht bloss den Vorzug eines grösseren Monumentalreichthums und einer, durch die ganze Kraft brittischer Vaterlandsliebe getragenen, sorgfältigen Behandlung, sondern auch den wichtigeren und inneren einer scharf ausgesprochenen nationalen Eigenthümlichkeit, die sich bei allen Wandelungen

---

<sup>1)</sup> Die Literatur der englischen Architekturgeschichte ist zu reich, als dass ich darauf Anspruch machen darf, auch nur die allgemeineren Werke vollständig zu citiren. Die beiden grossen Werke von J. Britton, die *Cathedral Antiquities* (die Beschreibung der bedeutenderen Kathedralen, mit Ausnahme von Durham), 5 Vol. 4o., und die *Architectural Antiquities*, von denen vier Bände vereinzelte, ohne Plan gesammelte Abbildungen und Beschreibungen interessanter Gebäude (mit Ausschluss der Kathedralen), der fünfte aber eine chronologische Geschichte enthält, geben in den meisten Fällen die Beläge für meine Anführungen. Bei den Kathedralen unterbleibt das Citat gewöhnlich, da jede der einzelnen Monographien nicht umfangreich ist, bei den anderen Kirchen nehme ich im Allgemeinen auf das letztgenannte Werk Bezug. Rickman, *An Attempt to discriminate the styles of arch. in England*, in mehreren Ausgaben erschienen, Bloxam's handliches Buch, *the principles of gothic arch. in England*, und Winkles, *English Cathedrales*, mit freilich nicht sehr sorgfältigen Stahlstichen, sind genügend bekannt. Höchlichst zu empfehlen ist das bei Parker in Oxford erschienene *Glossary of Architecture*, in der fünften Ausgabe durch Professor Willis in Cambridge bedeutend bereichert, in der vierten von einem dritten Bande (*Companion of Glossary*) begleitet, der eine Reihe chronologischer Notizen enthält.

des Baustyles geltend macht, und ihnen ein charakteristisches Gepräge aufdrückt.

Es ist sehr merkwürdig, welche Kraft in der geographischen Lage und Beschaffenheit dieses Landes liegt. Während auf dem Continent selbst da, wo die Bewohner seit der Völkerwanderung unverändert blieben, das locale Element den herrschenden Styl der jedesmaligen Epoche nur wenig modificirt, tritt es hier, ungeachtet der gründlichen Zerstörung, welche die früheren Bauten durch wilde Kriegsstürme mehr als einmal erlitten, ungeachtet der mehrmals wiederholten und durchgreifenden Mischung des Volkes mit fremden Stämmen, immer wieder in gleicher Weise hervor.

Es ist wahr, dass die Eroberer der Insel nicht aus weit entfernten Zonen kamen, dass sie alle nördlichen, norddeutschen oder scandinavischen Ursprungs, und dass ihre Eigenthümlichkeiten daher nicht allzufern von denen der Ureinwohner des Landes waren; es ist daher begreiflich, dass der spröde, verständige und kühne Geist des Nordens, der die weiche, nachgiebige Rundung nicht kennt und die schroffen Gegensätze liebt, mit der sentimental, feierlichen Stimmung, welche ein Erbtheil des keltischen Stammes zu sein scheint, sich verbinden konnte. Aber dass die Mischung dieser Charakterzüge so rasch und so vollständig bewirkt wurde, dass sie einen so festen und kräftigen Nationalgeist bildete, ist ein Geschenk der insularen Abgeschlossenheit und der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes, welche eine milde, fast südliche Temperatur und Fruchtbarkeit neben dem dichten Nebel und der schroffen Felsbildung nördlicher Gegenden zeigt.

Aus der Zeit der Ureinwohner besitzen wir einige Ueberreste, die wir aber kaum Bauwerke nennen können; jene Rokkingstones, Steinblöcke, die künstlich so aufeinander gelegt sind, dass der obere, seines gewaltigen Gewichtes ungeachtet, auf dem unteren schwebt und leicht bewegt werden kann, oder jene Steinkreise, deren berühmtester, Stonehenge, noch jetzt aufrecht steht. Denkmäler und Tempelgehege ähnlicher Art finden sich ausserhalb der Insel nicht bloss in der Bretagne, sondern auch in Scandinavien, und weisen also auf eine ursprüngliche Verwandtschaft der Volksstämme hin, welche jene spätere Gleichmässigkeit des englischen Nationalcharakters beförderte. Auch erkennen wir in diesen rohen, für weitere Schlüsse wenig geeigneten Denkmälern wenigstens einen Charakterzug, den des Bizarren und Gewaltigen, der, geregelt und gemildert, auch in der späteren Entwicklung wiederkehrt.

Aus der Zeit römischer Herrschaft sind einzelne Denkmäler erhalten; aus der früheren Sachsenherrschaft des siebenten und achten Jahrhunderts keine, soviel wir wissen, wohl aber vielfache und verhältnissmässig aus-

föhrliche Beschreibungen, aus denen wir sehen, dass die Kirchen reich ausgestattet, nach römischen Vorbildern mit Säulen und Bögen, zum Theil auch mit Emporen versehen waren<sup>1)</sup>.

Nachdem im neunten Jahrhundert die Einfälle der Dänen diese Bauhätigkeit unterbrochen hatten, begann im folgenden Jahrhundert unter der friedlichen Regierung Edgars die Herstellung der von ihnen zerstörten Kirchen und Klöster mit solchem Eifer, dass wie ein Chronist erzählt<sup>2)</sup>, kaum ein Jahr verging, wo nicht ein Kloster gegründet wurde. Diese Bauten werden als prachtvoll gerühmt<sup>3)</sup>, und von einem derselben, der Kirche zu Ramsey, ist uns eine ausführliche Beschreibung hinterlassen, nach welcher auch sie Säulen, Bögen, Kreuzesform und einen Thurm auf der Vierung des Kreuzes hatte. Indessen wurde sie schon fünf Jahre nach ihrer Gründung (974) geweiht, und konnte also schwerlich sehr dauerhaft angelegt sein. Neue Zerstörungen durch wilde Nordlandsfahrer und neue Herstellungen werden dann berichtet. Indessen auch die Dänen waren Christen geworden, Knut, ihr grösster König, begünstigte und beschenkte Klöster und Kirchen, und liess viele neu erbauen oder ausschmücken, und die Sachsenkönige blieben nach wie vor fromm und der Geistlichkeit zugethan. Aber auch diese sächsischen und dänischen Bauten sind mit wenigen unten zu erwähnenden Ausnahmen verschwunden, und wir haben Ursache anzunehmen, dass sie grösstentheils nur in Holz errichtet waren. Jener König Edgar erklärt in einer Urkunde, dass er viele Kirchen hergestellt, deren Schindeln verfault und deren Bretter von Würmern zerfressen waren<sup>4)</sup>. Bei Knut's vorzüglichstem Werke, der Kirche zu Ashdown, wird es, wie es scheint, als eine seltene Eigenschaft besonders erwähnt, dass sie in Stein und Mörtel ausgeführt sei<sup>5)</sup>, und eine spätere Urkunde desselben Königs wurde, wie sie selbst sagt, in der hölzernen Basilika zu Glastonbury erlassen<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> S. oben Band III, S. 525.

<sup>2)</sup> Osborn vita Dunstani, p. 170. Die Bischöfe Dunstan, Oswald und Aethelwald sind die Leiter dieser Bauten.

<sup>3)</sup> Wilh. Malmsb. „Nec degenerabant a decore aedium mores aedificantium.“

<sup>4)</sup> Im Jahre 974. Wilh. Malm. Gesta reg. Angl. ed. Hardy p. 247.

<sup>5)</sup> Chron. Saxon. bei Fiorillo II, 138, und im Glossary of Arch. Oxford 1846 Vol. III, p. 23.

<sup>6)</sup> In lignea basilica. Wilh. Malm. a. a. O. p. 316. — Man hat zwar geltend gemacht, dass im Domesdaybook, dem bekannten, nach der normannischen Eroberung aufgenommenen Verzeichniss der Ländereien nur bei einer der aufgeführten 1700 Kirchen die Bemerkung hinzugefügt ist, dass sie von Holz sei. Allein dies beweist nichts, da eine Beschreibung oder Schätzung der Architektur nicht im Zwecke dieses Actenstückes lag. Dass auch in Irland der Holzbau einheimisch war, wird weiter unten zur Sprache kommen.

Wie diese Holzbauten beschaffen gewesen, ist uns nicht näher bekannt; indessen zeigt die einzige erhaltene alte Holzkirche, welche man in England aufgefunden hat, wenigstens einen bemerkenswerthen Umstand. Sie ist nämlich nicht, wie die Holzbauten in Russland und in manchen anderen Gegenden, aus horizontal aufeinander gelegten Balken, im Blockbau, sondern aus aufrecht gestellten Eichenstämmen erbaut. Sie lässt also auch vermuthen, dass man in ähnlicher Weise, wo man innerer Stützen bedurfte, sie aus einzelnen Rundstämmen, mithin aus einer säulenartigen Form gebildet habe<sup>1)</sup>.

Jedenfalls waren diese Bauten der sächsischen Periode weder sehr ausgezeichnet, noch von einer bewussten Eigenthümlichkeit des Styles. Dafür spricht, ausser der bereits früher angeführten Bemerkung des Wilhelm von Malmesbury, in welcher er den Sachsen vorwirft, dass sie bei verschwenderischer Lebensweise in unwürdigen Häusern wohnten, die Leichtigkeit, mit welcher schon vor der Eroberung normannischer Styl im Lande Eingang fand. Der genannte Geschichtsschreiber, der sich an vielen Stellen als ein umsichtiger und sorgfältiger Beobachter der Architektur zeigt, erzählt nämlich, dass König Edward der Bekenner die Westminsterkirche als erstes Werk des neuen, jetzt, zur Zeit des Schreibenden im zwölften Jahrhundert, von Allen befolgten Styles erbaut habe<sup>2)</sup>. Dies war aber kein anderer, als der normannische, den Eduard in seiner Jugend, als er sich, vor den Dänen flüchtend, in der Normandie aufhielt, lieb gewonnen haben mochte. Auch bezeichnet der Chronist den Styl der nach der Eroberung von den normannischen Grossen errichteten Kirchen fast mit denselben Worten, wie jenen Bau von Westminster<sup>3)</sup>.

Indessen aller Eigenthümlichkeit beraubt waren diese sächsischen Bauten dennoch nicht. Zwar lässt sich bei keinem der jetzt erhaltenen Gebäude Englands ein sächsischer Ursprung mit urkundlicher Gewissheit nachweisen, allein es findet sich doch eine nicht geringe Zahl von Werken, bei denen er mit den schriftlichen Nachrichten nicht unvereinbar, und deren

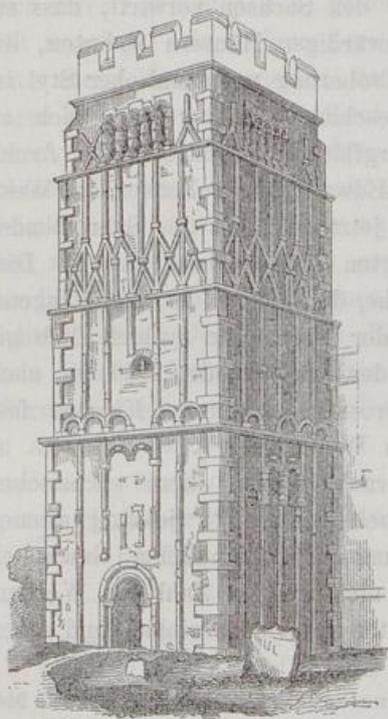
<sup>1)</sup> Vgl. die Abbildung der Kirche von Greenstead in Essex in den *Vetusta Monumenta* Vol. II, tab. 7. Die Stämme haben an ihrem oberen Theile eine Abglättung, welche an Würfelkapitälé erinnert; die Abbildung lässt jedoch nicht erkennen und der Text giebt keine Auskunft, wie dies hervorgebracht ist.

<sup>2)</sup> Rex Edwardus, quod se moriturum sciret, ecclesiam Westmonasterii — dedicari praecepit. In eadem ecclesia sepultus est, quam ipse illo compositionis genere primus in Anglia aedificaverit, quod nunc paene cuncti sumptuosis aemulantur expensis. Wilh. Malm. a. a. O. p. 385. — Mathaeus Paris († 1295), der dieselbe Bemerkung macht, schliesst sich in der ganzen Wendung so eng an Wilhelm an, dass er wohl keine andere Quelle vor Augen hatte.

<sup>3)</sup> Videas ubique in villis ecclesias, in vicis et urbibus monasteria novo aedificandi genere consurgere. A. a. O. p. 420.

eigenthümlicher Charakter nur durch die Annahme desselben erklärbar ist. Die Kirche innerhalb der Burgmauern von Dover, nur als Ruine erhalten, die von Brixworth in der Grafschaft Northampton, dann besonders mehrere Thürme an später erneuerten Kirchen in derselben Gegend gehören dahin<sup>1)</sup>. Das Mauerwerk dieser Bauten besteht aus Schiefer und Geröll, das höchst unregelmässig zusammengesetzt, aber durch lange und schmale Rippen von Hausteinen verbunden ist. Oft sind diese Steinblöcke bloss an den Ecken des Gebäudes angebracht, wo dann immer ein senkrecht gestelltes und ein quergelegtes, und also in das Mauerwerk eingreifendes Stück wechseln<sup>2)</sup>, oft aber auch rechtwinkelig oder rauten-

Fig. 160.



Earls Barton.

förmig zusammengestellt, so dass sie eine Art von Wandfeldern bilden, und den Balken in einem Fachwerksbau gleichen. Das vollständigste Exemplar dieses Styles ist der Thurm zu Earls Barton in Northamptonshire. Er besteht aus vier durch Gesimse getrennten Stockwerken, die an ihren Ecken in der angegebenen Weise eingefasst, dann aber auch sämmtlich von senkrechten, in gewissen Intervallen aufgestellten Streifen solcher Steinrippen durchschnitten sind. In dem untersten Stockwerke steigen sie einfach von unten bis zum Gesimse, im zweiten sind sie an ihrem Fusse durch kleine Bögen, im oberen dagegen durch rautenförmig gelegte Blöcke verbunden und verstärkt. Fenster und Portale dieser Bauten sind zuweilen mit zwei solchen geraden, im spitzen Winkel an einander gestellten Steinrippen, öfter mit halbkreisförmigen Bögen gedeckt, welche letzte nicht selten in Ziegeln, die den römischen unvollkommen entsprechen, gewölbt sind. Immer aber ist der innere Raum bis zur Spitze des Bogens oder Winkels offen, mithin ohne steinernes Bogenfeld; eine

<sup>1)</sup> Verzeichnisse solcher sächsischen Bauten bei Bloxam, Principles of gothic arch. 5. ed., p. 57, Glossary of Arch. I, 326, endlich in den Werken von Britton Rickman u. a.

<sup>2)</sup> Die Engländer benennen hienach diese Bauweise mit dem Namen: Long and short, kurz und lang.

Eigenthümlichkeit, die sich auch in der späteren Architektur erhielt. Die Gewände dieser Portale sind manchmal ganz unverziert, so dass die Steinlagen, aus welchen sie construirt sind, von unten auf ununterbrochen durch den Bogen durchlaufen, oder sie haben ein rohes, bald aus einem behauenen Steinblocke, bald aus mehreren Schieferstücken bestehendes Kämpfergesimse. Die Fenster und Schallöffnungen dieser Thürme sind mehrmals durch kleine Säulen sehr eigenthümlicher Form getheilt, deren Stamm entweder cylindrisch oder mit starker Schwellung gearbeitet, und von mehreren Ringen umgeben ist; eben solche Ringe bilden dann die Basis und das Kapitäl, so dass dieses aus mehreren schmalen, bald mehr, bald weniger vortretenden tellerartigen Steinblöcken besteht, auf deren Spitze ein noch grösserer, die ganze Mauerdicke einnehmender Stein die beiden das Fenster deckenden Bögen trägt. Auch diese Form erinnert an Holzarbeit und sieht mehr aus wie das Werk eines Drechslers oder Schreiners, als wie das eines Steinmetzen.

Von Sculptur findet sich in allen diesen Bauten keine Spur, und es ist wahrscheinlich, dass der Schmück, welchen die Geschichtsschreiber an einigen der grössten Kirchen dieser Zeit rühmen, in Malereien, Teppichen oder Metallarbeiten bestanden hat, wie denn bei einem kurz vor der Eroberung ausgeführten Bau ausdrücklich bemerkt wird, dass die Kapitäle, Basen und Bögen mit Stücken von vergoldetem Erze geschmückt seien<sup>1)</sup>. Alle diese Eigenthümlichkeiten deuten also darauf hin, dass diese Bauten einem Volke angehören, welches an Holzbauten gewöhnt war und die an diesen entstandenen Formen auf den Steinbau übertrug.

Nach der Eroberung wurden die Kirchen mit normannischen Geistlichen besetzt, die zum Theil ausdrücklich als Bauverständige bezeichnet werden, wie z. B. Gundulphus, ein Mönch aus Caen, der die Kathedrale von Rochester, und Paulus, des Lanfrancus Neffe, der die Klosterkirche von St. Albans neu erbaute, endlich der berühmte Lanfrancus selbst, der von der Abtei zu St. Stephan in Caen, wo er den Bau der unter seiner Leitung begonnenen Kirche unvollendet verliess, auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury gelangte. Ohne Zweifel brachten sie auch in der

Fig. 161.



St. Albans.

<sup>1)</sup> Bei dem in den Jahren 1062—1066 ausgeführten Bau der Abteikirche zu Waltham: Venusto enim admodum opere ecclesiam a fundamentis constructam laminis aereis, auro undique superducto capita columnarum et bases flexurasque arcuum ornare fecit mira distinctione. De Invent. S. Crucis Waltham, ap. Michel, Chron. Angl. Norm. Vol. II, p. 332. Glossary III, p. 30.

Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. IV.

Steinarbeit erfahrene Mönche mit sich herüber. Lanfrancus fand bei seiner Ankunft (1070) den Dom von Canterbury nach einem Brande in Trümmern liegend; er begann sogleich mit grosser Energie den Neubau, aber er vermehrte auch gleichzeitig die Zahl der Mönche um hundert. Man kann fast mit Gewissheit annehmen, dass er sie aus der Normandie nahm, und bei ihrer Auswahl auf die von ihm beabsichtigten umfassenden Bauten rücksichtigte. Von der Kirche, die er hierauf in sieben Jahren vollendete, ist zwar fast nichts auf uns gekommen, aber wir wissen durch genaue Beschreibungen, dass sie in der Pfeilerzahl, in den Dimensionen und in anderen Eigenthümlichkeiten mit der Stephanskirche von Caen übereinstimmte. Wir sehen also den Einfluss der Normandie hier überall vorwaltend. Auch ergibt sich aus einer anderen Thatsache, dass diese normannischen Bauleute und Steinarbeiter eine Schule bildeten, welche sich bleibend erhielt. Schon etwa zwanzig Jahre darauf liess nämlich der Prior Ernulf (um 1096) den Chor dieses älteren Baues abbrechen, um ihn durch einen sehr viel grösseren zu ersetzen. Dabei wurde denn auch die bestehende Krypta weiter nach Osten fortgeführt. Diese vergrösserte, also die Arbeit aus Lanfranc's und die aus Ernulf's Zeit umfassende Krypta ist nun noch jetzt erhalten, allein wir finden darin keine erheblichen Verschiedenheiten der Technik oder des Styls und haben daher Grund, anzunehmen, dass während dieser Zeit noch keine Veränderung entstanden war<sup>1)</sup>.

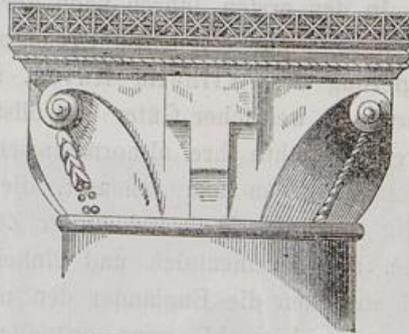
Ein eigensinniges Festhalten an den Traditionen der Heimath fand indessen keinesweges statt, wie wir an einem anderen Gebäude erfahren. Als der schon erwähnte Mönch Paulus, der Neffe Lanfranc's, zum Abt von St. Albans ernannt wurde, fand er diese seine Kirche in schlechtem Zustande, dabei aber vielfache Materialien, welche seine beiden sächsischen Vorgänger behufs des beabsichtigten aber noch nicht begonnenen Neubaus aus der benachbarten römischen Stadt Verulamium herbeigeholt hatten. Er schritt mit Hilfe seines mächtigen Oheims sogleich zum Werke und begann den Bau einer grossartigen Kirche, die im Jahre 1116 ihre Weihe erhielt. Für die Dauerhaftigkeit war so gründlich gesorgt, dass ein späterer Abt, der am Ende des zwölften Jahrhunderts Verschönerungen begann, das Mauerwerk fast unzerstörbar fand, wie dies ein nahestehender Geschichtsschreiber, Mathaeus Paris, Mönch desselben Klosters, berichtet<sup>2)</sup>. Es war also nicht eine eilfertige, oberflächliche Arbeit. Dies erkennen

<sup>1)</sup> Vgl. die gründlichen Untersuchungen in dem vortrefflichen Werke von Willis, *the architectural history of the cathedral of Canterbury*. London 1845, S. 63 bis 69.

<sup>2)</sup> Er fand: *murum frontis ecclesiae veteribus tegulis et coemento indissolubili compactum*.

wir auch an den noch erhaltenen umfangreichen Theilen jenes alten Baues. Es sind gewaltige, schmucklose Pfeiler, mit eckiger Abstufung des Grundrisses, ohne Halbsäulen, mit einfach abgefasetem, unverziertem Gesimse; darüber ein offenes Triforium mit getheilten Oeffnungen, bei denen man die sächsischen Säulchen aus dem älteren, damals abgebrochenen Gebäude benutzt hat. Man sieht, wie die Erbauer sich den Umständen fügten; sie beschränkten sich auf die Form, welche dem vorhandenen Material entsprach, und nahmen keinen Anstand, auch die sächsischen Fragmente zu verwenden<sup>1)</sup>.

Fig. 162.



White tower, London.

Aber auch wo solche äussere Veranlassung fehlte, finden wir nicht, dass die Eroberer die in der Normandie gebrauchten Formen ohne Weiteres anwenden. Jener Gundulphus, welcher zum Bischof von Rochester ernannt wurde, war auch der Kriegsbaumeister des Eroberers; von ihm stammt der s. g. weisse Thurm im Tower zu London, dessen Kapelle noch jetzt erhalten ist. Sie ist dreischiffig mit um die Chorrundung umhergeführtem Umgange und mit einem Tonnengewölbe bedeckt, das nicht im Keilschnitt, sondern aus kleinen, keilförmigen, durch Mörtel verbundenen Steinen zusammengesetzt ist. Besonders merkwürdig aber ist, dass die Pfeiler schon die für den englisch-normannischen Styl charakteristische, auf dem Continent und namentlich in der Normandie unbekannt Form schwerer Rundsäulen haben. Auch die Knäufe derselben sind abweichend von denen der Normandie, weder korinthisirend, noch würfelförmig, sondern, wie es diese Pfeilerform mit sich bringt, niedriger, und erinnern nur durch die Voluta und das Klötzchen, das hier freilich eine andere Bedeutung hat, an die korinthisirende Form. Ueber die Ursachen, welche zur Annahme dieser Pfeilerform führten, können wir nur Vermuthungen aufstellen. Höchst wahrscheinlich ist es aber, dass die bei den sächsischen Bauten hergebrachte Verwendung von kleinen und unregelmässigen Bruchsteinen dazu veranlasste, indem man aus solchen nicht füglich schlankere Säulen

<sup>1)</sup> Kritische Untersuchungen, durch welche die frühere Meinung, welche diese älteren Theile der sächsischen Zeit zuschrieb, widerlegt und die sehr interessante Geschichte des Baues auch in seinen späteren Theilen festgestellt ist, findet man in Buckler, History of the abbey church of St. Albans, London 1845, Abbildungen in dem durch die archäologische Gesellschaft herausgegebenen Foliowerke: Some account of the Abbey church of St. Albans.

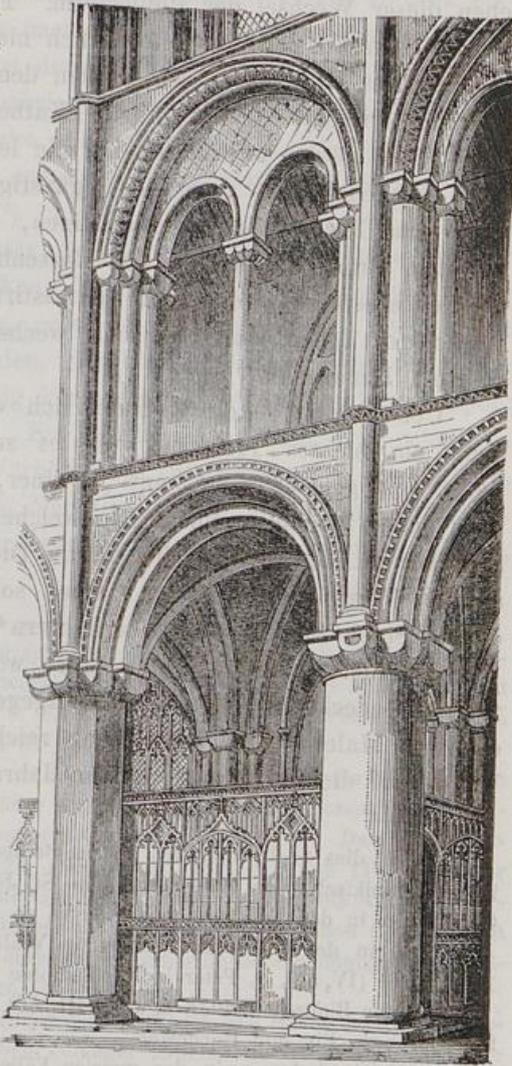
herstellen konnte. Die Normannen behielten nun, wie auch das Tonnen-  
gewölbe der erwähnten Kapelle zeigt, die Verwendung solcher Steine bei,  
an welche die einheimischen Arbeiter gewöhnt waren, und umgaben nur  
die hergebrachten Rundpfeiler statt mit Mörtelbewurf mit behauenen  
Steinen.

In den ersten Jahren nach der Eroberung gestattete die Unruhe der  
Zeiten wohl nur selten die Errichtung grosser Gebäude. Erst unter der  
Regierung des Wilhelm Rufus, als die normannischen Inhaber geist-  
licher und weltlicher Güter zu vollständigem und sicherem Besitze gelangt  
waren, erwachte ihre altnormannische Prachtliebe und Baulust. Fast alle  
Kirchen wurden nun erneuert, die sächsischen bis auf einzelne Theile  
völlig vertilgt. Während dieser Zeit bildete sich auch der eigenthüm-  
liche, aus continentalen und einheimisch britischen Elementen gemischte  
Styl aus, den die Engländer den normannischen nennen. Wir kennen  
ihn noch sehr wohl, seine gründliche Dauerhaftigkeit hat den Einflüssen  
der Zeit und der Baulust der späteren Jahrhunderte Widerstand geleistet.  
Abgesehen von vielen Kloster- und Pfarrkirchen haben von den zwei und  
zwanzig jetzigen Kathedralen noch fünfzehn mehr oder weniger bedeutende  
normannische Theile, manche lassen noch das ganze Gebäude, wenn auch  
mit späteren Veränderungen und Verkleidungen, erkennen.

Der Grundplan war dem der continentalen Bauten gleich, ein Lang-  
haus mit niedrigeren und zwar meist ziemlich schmalen Seitenschiffen, ein  
Kreuzschiff, der Chor mit einer Vorlage und halbkreisförmiger Apsis,  
kleine Nischen auf der Ostseite des Kreuzes, gewöhnlich bei bedeutenderen  
Kirchen eine Krypta. In der Ausführung zeigen sich mehr die localen  
Eigenthümlichkeiten. Die Mauern sind von gewaltiger Dicke, auf beiden  
Seiten von wohlbehauenen und geglätteten Quadern, dazwischen mit kleinen  
Steinen ausgefüllt, die Pfeiler in gleicher Weise auffallend stark, entweder  
als Rundpfeiler oder mit einer Annäherung an die normannische Form  
aus viereckigem Kern mit mancherlei Halbsäulen oder Segmenten schwererer  
Rundsäulen verbunden, einige Male auch als achteckige Stämme. Die  
Verhältnisse dieser Rundsäulen sind so abweichend von der continentalen  
Form, dass sie bisweilen nicht viel mehr als den doppelten Durchmesser  
ihrer Dicke als Höhenmaass haben. Die Basis besteht fast immer nur  
aus einem schmalen Wulst mit oder ohne einen Ring, die attische Basis  
ist aufgegeben, die Kapitäle sind niedrig und von geringerer Bedeutung  
als auf dem Continent. Das Verhältniss der Kapitälhöhe zum Durch-  
messer der Säule, das aus der römischen Architektur in die französisch-  
normannische übergegangen war, konnte hier nicht beibehalten werden;  
es würde bei der ungeheuren Dicke der Säulenstämme unförmlich ge-  
worden sein. Man konnte daher nur eine Art Kapitälgesims brauchen,

welches die Rundung des Stammes in die viereckigen Formen des darauf gelegten Mauerstücks überleitete. Das geschah dann aber freilich in ziemlich roher, unorganischer Weise. Der Scheidbogen besteht fast immer aus einem einfachen Mauerausschnitt mit eckigem Profil und einem schmaleren aber immerhin noch sehr mächtigen Unterfangsgurt in der Mitte der Mauerdicke; die grosse Breite der Mauer machte diese Form nothwendig. Der Grundfläche dieses Mauerstücks musste also das Kapitalgesims entsprechen, man musste Decksteine erhalten, welche den Gurt und die Ecken des Bogens trugen, und stützte diese wiederum auf einzelne würfelartige Kapitäle, die dann freilich oft sehr unmotivirt, wie rohe Kragsteine, über dem runden Stamm hervortreten. Zuweilen scheint es, als habe man, trotz der runden oder achteckigen Form des Stammes, die Anordnung der Kapitäle von dem gegliederten Pfeiler mit viereckigem Kerne beibehalten. So besteht das Gesamtkapital in der Kathedrale zu Norwich aus vier breiteren vortretenden und vier kleineren den Ecken entsprechenden, in der zu Peterborough aus acht ähnlich gestellten, aber gleichen Würfeln. Von dieser primitiven und rohen Anordnung aus gelangte man dann zu etwas milderer Formen. So sind in der Kathedrale zu Durham die vier Eckwürfel schräg gestellt, so dass sie mit den vier vortretenden Kapitälern ein Achteck beschreiben, das also dem Rundstamme etwas besser entspricht. Weiterhin verkleinerte man die Würfel, gab ihnen die Gestalt des gefälten Kapitäl und liess nun das ganze Gesims aus einem Kranze solcher verkleinerten Kapitäle bestehen,

Fig. 163.



Kath. v. Peterborough.

woraus sich dann mit Leichtigkeit andere Verzierungen dieses Kapitalgesimses bildeten. Einigermassen motivirt und gemildert wird diese rohe Form dadurch, dass selten die ganze Reihe aus Rundsäulen besteht<sup>1)</sup>, sondern dass diese mit zusammengesetzten Pfeilern wechseln<sup>2)</sup>, oder dass sogar durchweg solche Pfeiler angewendet sind<sup>3)</sup>, allein auch dann sind gewöhnlich wenigstens einzelne Seiten des Pfeilers mit flachen Segmenten ebenso dicker Säulen besetzt, so dass auch an ihnen das Unorganische jener Kapitalform bestehen bleibt. Eine sehr bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit ist nun eben dieser Wechsel der Pfeilerform. Eine regelmässige Wiederkehr der wechselnden Formen findet eigentlich niemals statt, eine rhythmische Abtheilung des Langhauses, wie in den deutschen Kirchen, wird daher nicht dadurch erreicht. Selbst in der Kathedrale von Durham, wo wirklich Pfeiler und Säulen alterniren, sind die letzten so verschiedenartig verziert, dass ihre Gleichheit nicht jene günstige Wirkung hervorbringt. Es ist eine reine Freude am Mannigfaltigen, ein Spiel mit dem Wechsel, das mit dem Ernst, der sich in der Massenhaftigkeit und Schwerfälligkeit der Glieder ausspricht, sonderbar contrastirt. Selbst da, wo alle Pfeiler mit viereckigem Kern construirt sind, wechselt doch die Anordnung der angelegten Rundsäulen.

Ueber den Pfeilern befindet sich dann durchgängig eine Empore, nicht ein blosses Triforium, wie es schon Ste. Trinité in Caen gehabt hatte, von grosser Höhe, mit je einer, meist ungetheilten Bogenöffnung über jedem Scheidbogen, durch welche der Blick ungehindert auf das Sparrenwerk der Seitendächer fällt. Diese Oeffnungen sind mit mehreren starken Würfelsäulen besetzt. Eben solche Säulen waren dann auch als drittes Stockwerk vor den Oberlichtern<sup>4)</sup> angebracht.

Krypten und Seitenschiffe, auch wohl der Chor waren mit Kreuzgewölben bedeckt, das Mittelschiff dagegen mit einer Holzdecke versehen, die mit Malerei und Vergoldung reich geschmückt wurde. Man legte Werth auf diesen Schmuck<sup>5)</sup>. Im Jahre 1147 wurde zwar, nach der An-

<sup>1)</sup> Wie dies doch unter den älteren Bauten des Styls in St. Botolph zu Colchester, in der Abteikirche von Malmesbury, in St. John in Chester, in der Rundkirche von Cambridge, in den Kreuzarmen des Doms zu Peterborough der Fall ist.

<sup>2)</sup> So in der Kath. von Durham, in Waltham (Britton, Arch. Ant. III, S. 26 ff.), Lindisfarne (IV, 52), S. Peter in Northampton (II, 13. V, 179).

<sup>3)</sup> So in Binham (Britton a. a. O. III, 80), und im Langhause der Kathedralen von Peterborough, Ely und Rochester.

<sup>4)</sup> Welche indessen in den meisten Fällen später verändert sind. Die Kirche zu Waltham giebt noch ein Beispiel der älteren Anordnung.

<sup>5)</sup> Im Dom zu Canterbury, welchen Lanfranc anfang und Anselm fortsetzte, war, wie Gervasius bemerkt, *coelum ligneum egregia pictura decoratum*. Die Malerei war so bedeutend, dass sie zufolge Wilh. v. Malmesbury (de Gest. Pontif. Angl. p. 133)

gabe eines fast gleichzeitigen Chronisten, eine der grösseren Kirchen, der Dom zu Lincoln, in Steinen überwölbt<sup>1)</sup>, sollte indessen diese Nachricht nicht bloss auf die Seitenschiffe zu beziehen sein, wie es wahrscheinlich ist, so blieb jedenfalls dies Beispiel ohne Nachahmung; erst mit dem gothischen Style wurde die Wölbung allgemeiner, und selbst da wurde die Balkendecke in England mehr als in anderen Ländern angewendet. Sehr auffallend ist es nun, dass dennoch an den Pfeilern der Kathedralen zu Ely, Peterborough und Winchester Halbsäulen vom Boden auf, in anderen Kirchen selbst bei Rundsäulen von den zu diesem Zwecke eingerichteten Kapitälern Dienste bis nach oben hinaufgeführt sind, obgleich in allen diesen Kirchen noch jetzt die Holzdecke, zum Theil die alte, besteht. Dass hier Kreuzgewölbe beabsichtigt seien, ist bei der Menge dieser Fälle und bei der geringen Stärke dieser Halbsäulen durchaus unwahrscheinlich; man kann daher nur annehmen, dass man eine solche Stütze für die Querbalken dienlich hielt<sup>2)</sup>.

Man kann sich nach dieser Schilderung der einzelnen Glieder eine Vorstellung von der Wirkung machen, die das Innere dieser Kirchen hervorbringt. Ein freies, erhebendes, aufstrebendes Element ist überall nicht darin, Gewölbe fehlen, die Decken liegen schwer auf dem Raum, die dicken, verhältnissmässig kurzen Säulen steigen mühsam empor; die Horizontallinie herrscht vor. Es kommt dazu, dass, wie schon im Grundrisse der freie Raum im Verhältnisse zur Mauermaße beschränkt, so auch die Höhe an sich und im Verhältnisse zur Breite und besonders zur Länge eine geringe ist<sup>3)</sup>. Vergegenwärtigt man sich daher das Ganze,

die Augen des Beschauers aufwärts zog (*picturae quae mirantis oculos trahunt ad fastigia lacunaris*). An einigen der erhaltenen alten Holzdecken bemerkt man noch jetzt die Ueberreste dieser Ausschmückung, z. B. in der Kathedrale von Peterborough, in der Abteikirche von St. Albans u. a. a. O.

<sup>1)</sup> Giraldus Cambrensis (geb. 1145) in seiner Lebensbeschreibung der Bischöfe von Lincoln sagt es ganz bestimmt: *Alexander ecclesiam Licolniensem, casuali igne consumptam, egregie reparando lapideis firmiter voltis primus involvit*. Dass diese Herstellung nicht nach dem Brande von 1124, sondern erst nach dem von 1141 und zwar zwei Jahre nach der im Jahre 1145 unternommenen Reise des Bischofs Alexander erfolgte, sagt Rich. v. Hoveden p. 280 (Gloss. III, ad ann. 1146). Schon Gally Knight hält die Autorität des Giraldus nicht für ausreichend, um eine Ueberwölbung des Mittelschiffs hier in so früher Zeit anzunehmen.

<sup>2)</sup> In der Prioreikirche zu Binham (Britton a. a. O. III, 80) ist diese Absicht unverkennbar, da zwei solcher Dienste neben einander angebracht sind, auf denen der Balken ruhet.

<sup>3)</sup> Im Dom zu Gloucester hat das Kreuzschiff nur eine Höhe von 56, das Schiff eine solche von 67 Fuss bei einer Länge (ohne die später angebaute Lady Chapel) von 314, und einer Mittelschiffbreite von 41 engl. Fuss.

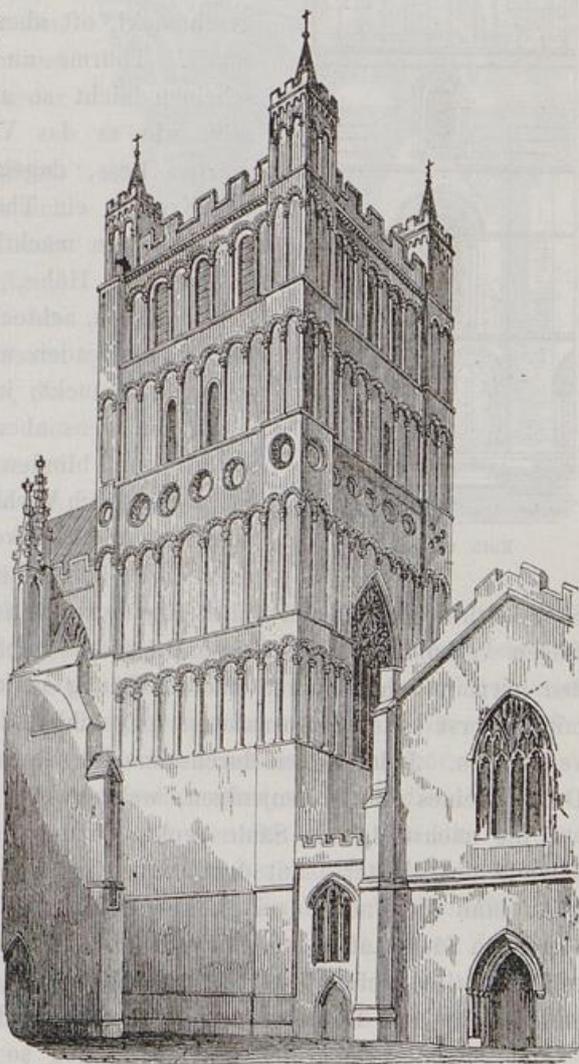
die schwere Form der gewaltigen Pfeiler und Säulen, welche durch ihre Mannigfaltigkeit noch mehr auffällt, die breiten, runden Oeffnungen der Empore, die dichtgestellten Würfelknäufe, die eckig geschnittenen, die ganze Mauerdicke zeigenden Bögen, die gerade Decke, welche die emporstrebenden Dienste abschneidet, das schwache Licht kleiner Fenster in breiten Wänden, so erhält man den Eindruck des Schwerfälligen, Finsteren, Drückenden. Während diese Massenhaftigkeit und Schwerfälligkeit auf einen Zustand primitiver Rohheit hinzudeuten scheint, ist aber die Arbeit meistens eine sehr saubere und sorgfältige. Der Stein ist scharf behauen, die Details sind mit Festigkeit ausgeführt, überall zeigt sich Ueberlegung und Fleiss, nirgends Leere und Mangel, keine Stelle des Raums ist un- ausgefüllt geblieben. Die Höhe der Wand ist in drei Stockwerke getheilt; über dem Sims der Arcaden öffnet sich die Empore, gewöhnlich zwar mit ungetheilten Oeffnungen, aber reichlich mit Säulen besetzt, darüber die Oberlichter wiederum mit einer freistehenden Arcatur ausgestattet. Selbst an der Aussenwand der Seitenschiffe sind häufig noch unter den Fenstern blinde Arcaden angebracht; man findet, etwa in einer Vorhalle unter dem Thurm, wohl fünf Stockwerke verschiedenartig behandelter Arcaden übereinander<sup>1)</sup>. Zwar sind die Theile, welche nach constructiver Regel sich vorzugsweise zur Ornamentation eigneten, Kapital, Basis, Gesimse, schmucklos und in derber Einfachheit gehalten; dafür aber verbreitet sich eine decorative Sculptur über alle freigelassenen Stellen. Rauten, Schuppen, Dreiecke füllen die Wandflächen und geben ihnen das stahlblinkende<sup>2)</sup> Ansehen einer Rüstung, Zickzack oder Zinnen fassen die Bögen ein, gewundene Kanneluren dicht gedrängt oder in weiteren Zwischenräumen umziehen den schwerfälligen Säulenstamm oder durchschneiden sich auf seiner Fläche zu rautenförmigen Feldern. Nichts ist leer, nichts ungeschmückt gelassen, aber gerade dieser Reichthum wird erdrückend, erhöht das Gefühl des Lastenden. Dazu kommt die Art dieser Ornamentation. Sie ist dem Principe nach der in der Normandie herrschenden verwandt, aber doch näher bestimmt, eigenthümlicher. Sie bildet den directen Gegensatz gegen die constructiven Theile; während in diesen das Senkrechte, der Kreis und der Cylinder ausschliesslich in Anwendung

<sup>1)</sup> So in der Vorhalle des Doms von Ely, wo unten eine einfache Bogenstellung, darüber eine von Kreuzungsbögen, dann eine von gekuppelten Säulen, dann neben den Fenstern wieder gekreuzte Bögen, endlich darüber noch eine Zwerggalerie angebracht sind.

<sup>2)</sup> Ich entlehne diesen Ausdruck von Osten, der ihn bei Gelegenheit seiner Beschreibung der Bauten der Normandie gebraucht (Wiener Jahrb. 1845). Er findet jedoch weniger auf die älteren Theile der Bauten von Caen, als auf den englisch-normannischen Styl Anwendung.

kommen, ist hier das Diagonale, Widerstrebende, Unarchitektonische ebenso ausschliesslich im Gebrauch. Alle diese Ornamente sind nicht etwa flach behandelt, sondern tief geschnitten, kräftig heraustretend, sie machen sich neben jener massiven Architektur geltend; sie nehmen derselben den Eindruck des Rohen, aber sie heben das Schwere und Trübe nur noch mehr hervor. Sie modificiren jenen ersten Eindruck dahin, dass das Finstere und Drückende nunmehr als eine schwerfällige, aber ernste und mächtige Würde erscheint, in die dann doch eine kriegerische Derbheit, ein ritterliches Element hineinspielt. Wir lernen allmählig jene sonderbaren, irrationalen und unorganischen Formen verstehen, ihre Mängel sind nicht zwecklos, sie haben Consequenz, wenn auch keine architektonische, so doch eine poetische; sie beabsichtigen eine Wirkung und bringen diese hervor.

Fig. 164.

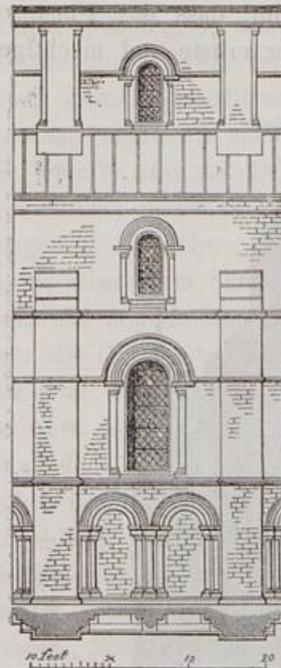


Thurm d. Kath. v. Exeter.

Im Aeusseren tritt mehr das derbe, kriegerische Element, als das Trübe und Düstere hervor; die gewaltigen Flächen der Wände, die wiederkehrenden breiten, rundbogigen Fenster, die schweren, viereckigen mit reichem Schmuck bedeckten Thürme, alles giebt den Eindruck des Soliden, Massenhaften, Unzerstörbaren. Die Wände des Langhauses sind durch schwache Strebepfeiler abgetheilt, die schwerlich den Zweck hatten, die ohnehin dicke Mauer zu verstärken, die aber doch nicht blosse Wandstreifen bilden, wie die Lisenen der deutschen Bauten, sondern schon merklich her-

vortreten und oben mit einer Abschrägung schliessen. Zwischen ihnen stehen die Fenster vereinzelt, unverziert, oder doch nur von einer etwas breiteren blinden Arcade umgeben. Der Bogenfries kommt selten vor, mehr oder weniger kräftige Kragsteine stützen das Dachgesimse. Die Portale sind niedrig, aber oft mit mehreren zurücktretenden Säulen und reich verzierten Archivolten ausgestattet. Das Bogenfeld ist zum Theil mit Sculpturen, etwa mit der bekannten Darstellung des Weltrichters, geschmückt, oft aber ist es zur Thüröffnung gezogen.

Fig. 165.



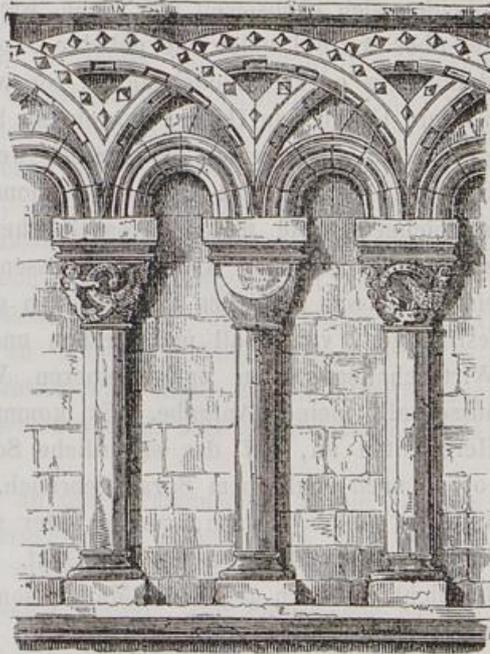
Kath. v. Durham.

Thürme an der Westseite der Kirche scheinen nicht so allgemein üblich gewesen zu sein, wie es das Vorbild der Normandie erwarten liess, dagegen pflegt auf der Vierung des Kreuzes ein Thurm nicht leicht zu fehlen, und zwar ein mächtiger, viereckiger Thurm von bedeutender Höhe, wesentlich verschieden von der kleineren, achteckigen Kuppel der rheinischen Bauten. Façaden und Thürme sind besonders reich geschmückt; jene auch wohl durch Sculpturen, meistens aber durch Reihen oder Stockwerke von blinden Arcaden, mit sehr enggestellten, nach Verhältniss des Abstandes schlanken Säulen, die entweder durch niedrige, einfache, oder durch hohe, aber immer nur auf der dritten Säule sich senkende und daher einander durchschneidende halbkreisförmige Bögen verbunden sind. Diese Bogenart (intersecting arches), welche in den normannischen Bauten überaus häufig vorkommt, ist immer oder doch mit äusserst seltenen Ausnahmen so gebildet, dass die Bögen sich förmlich verflechten. Jeder Bogen durchschneidet nämlich zunächst nach dem ersten Drittel seines Laufs denjenigen, welcher sich von der vorhergegangenen auf die nächstfolgende Säule senkt, in der Art, dass er, wie die Fortsetzung des Musters, mit dem er verziert ist, zeigt, vor ihm vorbeigeht, wird dann aber nach dem zweiten Drittel seines Laufes von dem von der folgenden Säule aufsteigenden Bogen so durchschnitten, dass er hinter demselben bleibt, sein Muster also an dieser Stelle unterbrochen wird und erst jenseits der Breite dieses durchschneidenden Bogens wieder zum Vorschein kommt. Ueberdies sind die Bögen so kräftig gebildet, dass man deutlich sieht, welcher der vorliegende, welcher der dahinter liegende sein soll. Diese Behandlung setzt es ausser Zweifel, dass die Baumeister hier nicht an den Spitzbogen gedacht haben, welchen die englischen Archäo-

logen darin zu finden glauben, der aber in der That nicht existirt, da die Schenkel dieser vermeintlichen Spitze nicht mit einander verbunden sind, sondern verschiedenen Halbkreisbögen angehören.

Ausserdem sind die Façaden und besonders die Thürme auf den freibleibenden Stellen der Wand gewöhnlich sehr reich mit mehreren wechselnden teppichartigen Mustern der früher geschilderten Art und zwar mit den effectvollsten und glänzendsten und in kräftigster und brillantester Ausführung verziert.

Fig. 166.



Kath. zu Canterbury.

Um die Entstehung dieses Styls zu begreifen, muss man sich den Zustand des Landes in dieser Zeit vergegenwärtigen. Der Krieg mit den Waffen war rasch beendet gewesen, die Sachsen waren unterworfen, die Normannen die Herren des Landes, das sie mit eiserner Consequenz, mit Strenge und Klugheit regierten, dessen Reichthum ihnen zu Statten kam und die Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft darbot. Aber der innere Krieg dauerte noch fort, bis in das dreizehnte Jahrhundert schieden sich die Völkerstämme feindlich von einander, die Normannen hatten das Gefühl gefürchteter und gehasster Sieger, die Sachsen den Schmerz eines unterdrückten Volkes. Selbst Wilhelm von Malmesbury, obgleich schon gemischten, halbnormannischen Blutes, obgleich als Mönch normannischen Oberen durch die Bande der Obedienz und Pietät verpflichtet, obgleich gerecht genug, um die Vorzüge der Normannen und ihre Verdienste um Kirche und Staat freigebig anzuerkennen, bricht noch in tiefe Klagen über die Fremdherrschaft, über die Spaltung des Volkes aus. Walter Scott hat das Bild dieses Zustandes gewiss nicht übertrieben ausgeführt. Es war zunächst eine Gewaltherrschaft der Sieger, welche vor allen Dingen auf ihre Sicherheit denken mussten. Ihre erste Sorge war daher, gewaltige, unangreifbare Schlösser zu errichten, in welchen sie wohnten, aus denen ihre Mannschaften hervorbrechen konnten, um ihre Befehle auszuführen; die Einrichtung, die Verbesserung dieser Bauten war die eiligste Aufgabe ihrer Bauverständigen.

Jener Normanne Gundulph, welcher den Tower von London sowie das Schloss seines neuen Bischofsitzes Rochester erbaute, soll sich besondere Verdienste um diesen Zweig der Architektur erworben haben. Man darf diese Schlösser, von denen noch so manche erhalten sind, nicht mit den Burgen, wie wir sie auf deutschem Boden finden, vergleichen. Sie unterscheiden sich ebensoweit von ihnen, wie die Macht der englischen Barone, die über weite Landstriche geboten, von der Dürftigkeit eines deutschen Raubritters oder Landedelmannes, von welcher noch im sechszehnten Jahrhundert Ulrich von Hutten uns ein so lebendiges und fast komisches Bild giebt. Sie zeigen einen geordneten, wenn auch gewaltsamen Zustand und beweisen die Klugheit und Civilisationsfähigkeit, welche die Normannen auszeichnete. Sie finden ihres Gleichen erst später in den Schlössern, welche die deutschen Ritter in Preussen im vierzehnten Jahrhundert unter einigermaassen ähnlichen Verhältnissen errichteten. Von den äusseren Befestigungen, von Wall und Graben und was sich daran anschloss, von Wirthschaftsgebäuden und kleineren Wachtthürmen zu sprechen, liegt ausserhalb meiner Aufgabe. Es kommt mir nur auf den Kern dieser Herrnsitze an, auf das eigentliche Schloss, die Citadelle, den Keep-tower nach englischem Sprachgebrauch. Er besteht immer in einem gewaltigen, hohen Thurm, runder oder viereckiger Gestalt, von felsdicken Mauern, durch Mauerstreifen verstärkt. Den Eingang gewährt eine Treppe, die nicht von vorn gegen die Mauer, sondern an der Wand entlang hinaufführt, damit sie bei etwaigem Angriffe leichter von den oberen Fenstern aus beschossen oder durch Steinwürfe erreicht werden könne. Auch ist sie oft mit einer durch eine Fallbrücke zu deckenden Unterbrechung versehen, und nur durch einen Corridor mit dem Inneren verbunden. Das unterste Stockwerk hat keinen Zugang von aussen<sup>1)</sup>, man muss jene äussere Treppe hinauf, eine innere hinuntersteigen, um dahin zu gelangen, auch ist es nur durch kleine, verengte Oeffnungen beleuchtet. In den darüber gelegenen Räumen, in die man durch die Freitreppe zunächst gelangt, war der Aufenthalt der Mannschaft und Dienerschaft des Schlosses. Im dritten Stockwerke, nun schon in bedeutender Höhe über dem äusseren Erdboden, befand sich die Herrenwohnung, in der Mitte mehrere Säle oder doch ein grosser Saal mit mehreren Abtheilungen, welche nicht durch eine feste Mauer, sondern, damit die stärkere Beleuchtung der einen auch der anderen zu Statten komme, durch Arcaden getrennt waren, die dann auf jenen wohlbekannten kräftigen Rundsäulen ruheten, und deren Bogenöffnungen mit den bekannten Ornamenten geschmückt waren. Dieser

<sup>1)</sup> Wo sich eine von aussen abwärts führende Thüre findet, ist sie später eingebrochen.

Saal von grossen Verhältnissen, wohl 20 Fuss hoch, war mit Balkendecken versehen, während in der Mauerdicke kleinere überwölbte Gemächer und Gänge, sowie die zur Verbindung der Stockwerke erforderlichen Treppen angebracht waren. Darüber endlich befand sich noch ein viertes Stockwerk mit weiteren Oeffnungen, aus welchem die Vertheidigung durch Wurfmaschinen bewirkt werden konnte. In der Mitte des Gebäudes war für Rauchfänge, auch für einen Brunnen gesorgt, der in allen Stockwerken zugänglich war. Der weisse Thurm im Tower von London, die Burgen von Rochester, Guildford (Surrey), Gainsborough (Yorkshire) und andere<sup>1)</sup> sind Beispiele solcher normannischen Keep-towers. Bei dem Reichthum und der Prunklust dieser normannischen Grossen fehlte es dann aber auch nicht an ausgedehnteren Schlössern, in denen architektonischer Schmuck mannigfache Stellen fand. Das Schloss von Durham, obgleich in späteren Jahrhunderten verändert, enthält noch eine prachtvolle, mit complicirter normannischer Ornamentation ausgestattete Thür, und in einem oberen Stockwerke eine nach dem Hofe zu gehende offene, ebenfalls reichgeschmückte Säulenhalle. Die Decoration war daher hier in unmittelbare Beziehung zu den festungsartigen Formen und zu dem kriegerischen Leben gebracht.

Das Land war aber nicht bloss an die normannischen Ritter, sondern auch an normannische Priester übergegangen. Bischöfliche und klösterliche Würdenträger wurden nur aus ihnen genommen, die Sieger durften die Besiegten auch hier nicht im Besitze lassen. Die Politik der Könige brachte es mit sich, dass sie dahin strebten, entschlossene, thatkräftige, im Nothfalle auch zum Kriege bereite Männer an die Spitze dieser mächtigen Institute zu stellen. Bei dieser Lage der Dinge mussten die geistlichen Sitze, selbst die Kirchen, gegen etwaige Angriffe gesichert werden. Darauf zielten auch die geistlichen Einrichtungen hin. Abweichend von dem Herkommen des Continents, wo die Mönchsorden gewöhnlich mit den Bischöfen wetteiferten und stritten, waren hier die Bisthümer mit Benedictinerklöstern verbunden. Die Dome erhielten dadurch gleichsam eine zahlreiche geistliche Besatzung, sie unterlagen der klösterlichen Clausur und erlangten dadurch das Recht, sich sorgfältig nach aussen hin zu verhalten. Der Palast des Bischofs, die Wohnungen der Domherren und der Mönche, alle die Räumlichkeiten, welche die Lehrzwecke und die Lebensbedürfnisse eines grossen Klosters mit sich brachten, bildeten mit der Kirche ein Ganzes, das viel weitläufiger wurde, als die Domstifter auf dem Continent.

Noch jetzt sind solche Kathedralanlagen an mehreren Orten erhalten,

<sup>1)</sup> Britton, Arch. Ant. Vol. IV.

in Wells fast ganz, in Norwich ziemlich vollständig, in Canterbury, in Salisbury grosentheils; fast überall erkennt man den Raum, den sie einnahmen, an den grossen Rasenplätzen, welche jetzt die Kirche umgeben, an den vereinzelt Ueberresten von Kreuzgängen, Treppen, Domherrenwohnungen, die sich unter den später angebauten Privathäusern durch die derben und bizarren Formen des normannischen Styles auszeichnen, an den mächtigen, festungsartigen Thoren, die bei der Umwandlung der übrigen Gebäude stehen geblieben sind. Bei der Mehrzahl der Kathedralen sind solche Thore noch vorhanden, das von Bristol (St. Bartholomewsgate) ist durch seinen reichen, spätnormannischen Styl bekannt. An diesen Aussenwerken war eine kriegerische Ausstattung ganz am Platze; aber auch die inneren Gebäude tragen denselben wehrhaften Charakter, wir finden sie oft mit Zinnen versehen, meist in burgartiger Architektur. Selbst die Kirchen sind davon nicht ausgenommen; ihre starken Mauern und uerschütterlichen Pfeiler, die kleinen Dimensionen der Portale scheinen darauf hinzudeuten, dass man auch bei ihnen daran dachte, dass sie möglicherweise den letzten, sichersten Zufluchtsort bilden könnten. Dieser kriegerische Geist macht sich dann auch in der Ornamentation geltend. Der Zinnenfries, die Schuppen, welche nicht etwa flach, sondern wie aus einzelnen, schräg aufeinandergelegten Theilen zusammengesetzt erscheinen, der Zickzack und die mannigfaltigen Umbildungen dieses Ornamentes, alle geben Reminiscenzen an Bewaffnung, oder doch den Ausdruck des Trotzigen, der durch die kräftige, kecke Ausführung dieser Ornamente noch verstärkt wird. Die gedrängten und daher schlank erscheinenden Säulen der Wandarcaden mit den kurzen, darauf ruhenden Bögen, dann wieder jene kreuzweise verschlungenen Bögen verrathen eine Ueberfülle der Kraft, die wie zum Schutze dicht gesammelt ist. Auch das Vorherrschen der Horizontallinie giebt den Gebäuden ein, wenn auch nicht gerade kriegerisches, so doch weltliches Ansehen. Man wird durchweg daran erinnert, dass die Architektur sich hier unter ganz anderen Verhältnissen ausbildete, wie auf dem Festlande, dass sie ihre ersten Studien, ihre ersten Erfahrungen nicht an Kirchen, sondern an Schlössern und Burgen gemacht hatte. Auch dort hielt man es im Mittelalter meistens für nöthig, die Dombezirke und die grösseren Klöster durch starke Mauern und andere Befestigungen gegen einen feindlichen Ueberfall oder einen Aufstand der Bürger zu sichern<sup>1)</sup>; aber dies hatte auf den Styl der kirchlichen Architektur keinen Einfluss. Hier dagegen, wo auch die geistlichen Institute im feindlichen Lande entstanden, wo sie auf den Ausbruch eines

<sup>1)</sup> Beispiele solcher Befestigungen giebt Albert Lenoir, *Architecture monastique*, 1852, p. 57 ff.

Krieges gerüstet sein mussten, mischten die kriegerischen Gefühle sich in die Entwicklung der Formen, und gaben selbst der Ornamentation ein trotziges, imponirendes Ansehen.

Theils aus dieser weltlichen Tendenz, theils aus der erwähnten klösterlichen Einrichtung der Kathedralen ergeben sich dann auch andere Eigenthümlichkeiten des englischen Styles, die sich zwar erst allmählig, aber noch vor dem Schlusse dieser Epoche ausbildeten. Anfangs hatte man, wie erwähnt, den Chor der Kirchen, ganz wie in der Normandie, aus einer kurzen Vorlage und einer halbkreisförmigen Apsis gebildet. Sehr früh aber begann man schon jener Vorlage eine grössere Ausdehnung zu geben, um dadurch für die bedeutende Zahl der Mönche Raum zu gewinnen. Man hat berechnet, dass unter vierzehn Kirchen der früheren Zeit nur drei eine Chorlänge von zwei, eben so viel eine von drei, acht aber eine von vier oder fünf Arcaden erhalten hatten<sup>1)</sup>. Bald reichte aber dies für die Kathedralen, wo Chorherren und Mönche gesonderte Plätze brauchten, nicht mehr aus. Man vergrösserte daher die Chöre noch bedeutend mehr und gab ihnen als Erweiterung ein zweites Kreuzschiff. Die erste Anlage dieser Art, von der wir wissen, ist jener schon erwähnte Chor, den der Prior Ernulf um 1096 der von Lanfranc erbauten Kathedrale von Canterbury hinzufügte. Hier erhielt der Chor, die Apsis mit ihrem Umgange ungerechnet, schon neun Pfeiler auf jeder Seite, und dabei ein zweites Kreuzschiff<sup>2)</sup>. Durch diese grosse Länge und besonders durch die Wiederholung des Kreuzschiffes war aber die einfache Kreuzform und die rhythmische Beziehung der Theile zerstört; das Ganze der Kirche war weniger übersichtlich. Dies brachte denn auch eine weitere, noch wichtigere Aenderung hervor; man gab allmählig die Rundung der Chornische auf, und schloss das Gebäude in Osten wie in Westen mit einer geraden Wand. Wo dies zuerst geschehen, können wir nicht angeben; die meisten grösseren normannischen Bauten, wo der alte Chor oder doch die zu demselben gehörige Krypta noch erhalten sind, die Kathedralen von Norwich, Peterborough, Gloucester, Worcester und die Abteikirchen von St. Bartholomews the great in London und von Tewkesbury lassen eine runde Chornische erkennen. In kleineren Bauten dieser Epoche findet sich aber schon der gerade Chorschluss, und später wurde er so allgemein, dass nur wenige Kirchen und zwar meistens solche, bei denen die Mitwirkung eines auswärtigen Baumeisters nachgewiesen werden kann, eine Ausnahme machen. Eine Nachricht darüber, was diese Abweichung von einer so schönen und

<sup>1)</sup> Willis in dem angeführten Werke über die Kathedrale von Canterbury, S. 67.

<sup>2)</sup> Die Beschreibung giebt Gervasius in seinem erwähnten Bericht (bei Twisden, Script. rer. Angl. p. 1289 ff.), eine Zeichnung Willis a. a. O. S. 38.

in der ganzen Christenheit beibehaltenen Form veranlasste, ist nicht überliefert. Wahrscheinlich war der gerade Chorschluss der Kirchen schon vor der Eroberung in England üblich gewesen, wie wir ihn auch an den ältesten irischen Kirchen finden, und diese einheimische Sitte gewann nun wieder die Oberhand über die von den Normannen eingeführte Apsis. Die Verlängerung des Chores und die dadurch entstehende grössere Entfernung der Gemeinde von dem Chorschlusse machte allerdings die Rundung weniger wirksam, während man sie wegen der Verbindung der Kirche mit den geradlinig angelegten Klostergebäuden hinderlich und unsymmetrisch finden mochte. Dazu kam dann die Vorliebe für das Geradlinige und Eckige, die sich ja selbst in dem Spiel der Ornamente geltend machte. Eine gewisse Nüchternheit des Sinnes nahm an der Abweichung von der geraden Linie Anstoss und hielt den dürren Parallelismus der vorderen und der abschliessenden Wand für schöner oder correcter, als die volle und edle Gestalt der halbrunden Apsis. So gross war die Vorliebe für diese einheimische Form, dass in den meisten normannischen Kirchen die Apsis später umbaut, abgebrochen oder entstellt ist<sup>1)</sup>.

Der Charakter dieser normannischen Architektur besteht daher in der Verbindung abstracter, bedeutungsloser Grundformen mit einer phantastischen Decoration. Ein festes organisches Princip, aus dem sich die Ornamente mit Nothwendigkeit entwickeln, fehlt ihr daher, das Plumpe und Schwere grenzt unmittelbar an das Reiche und Bunte. Allein dieser Mangel wird deshalb weniger fühlbar, er ist sogar die Quelle gewisser Vorzüge dieses Styles, weil er auf nationalen Elementen beruht und denselben eine völlig freie Entwicklung gestattete. Nicht beschränkt und nicht befriedigt durch die Consequenz eines constructiven Principis, bildete sich die Phantasie eine Symbolik der Formen, in welcher die nationalen Empfindungen und Zustände einen höchst energischen Ausdruck fanden. Die Baumeister wollten den kirchlichen Gebäuden den Charakter des Ernsten, Würdigen, Mächtigen geben, sie waren dabei theils an die Ausdrucksmittel gebunden, welche die Tradition und die Eigenthümlichkeit des Landes gewährten, theils von den Anschauungen beherrscht, welche die einheimischen Verhältnisse darboten. Sie schilderten daher das Wesen ihrer Machthaber und ihrer Kirche, so weit es in architektonischen Formen geschehen konnte. Da ihnen das weite Feld linearer Combinationen geöffnet war und da die Wirkung derselben, durch Wiederholung geschwächt,

<sup>1)</sup> Auch Freeman (a history of architecture, London 1849, S. 234) spricht von der sonderbaren Gewohnheit des geraden Schlusses (the strange insular tradition of the flat end), welche die Zerstörung so vieler normannischer Chornischen herbeigeführt habe.

durch Neuheit verstärkt werden konnte, so hatten sie die Möglichkeit und zugleich die Aufforderung zu mannigfaltigen Variationen. Aber die Gleichheit des Zweckes und der nationalen Gefühle gab ihnen eine überwiegende Uebereinstimmung und ihren Werken eine Einheit des Styles, die so entschieden ist, dass sie fast jedem Steine ihr Gepräge aufdrückt. Dieser Styl hat zwar die Elemente des romanischen mit den anderen Ländern gemein, entfernt sich aber doch mehr von den römischen Traditionen. In Deutschland erinnert noch die schlanke Säule, in der Normandie das korinthisirende Kapital an diesen Ursprung. Hier hat ein nordisches, nationales Element das Uebergewicht gewonnen, und spricht sich mit einer poetischen Kraft aus, die den Beschauer mächtig anregt. Wir fühlen die gestählte Festigkeit kriegerischer Charaktere, den Trotz des Kampfes, die Sicherheit wohl überlegter Rüstung, wir werden eingeführt in das Ringen widerstrebender Elemente, das romantische Vorspiel künftiger nationaler Grösse; wir fühlen aber auch die Treue, welche aus der Festigkeit hervorgeht, die stille Empfänglichkeit und den frommen Ernst, der das Dunkel heiliger Räume liebt; wir werden von einer ehrfurchtsvollen, ahnenden Stimmung ergriffen und können das Interesse vollkommen verstehen, mit welchem die Engländer diese erste Epoche ihrer Kunst betrachten.

Bei dem Mangel eines constructiven Principis hatte der Styl auch nicht eine fortschreitende Entwicklung; es scheint vielmehr, dass er in seinen Grundzügen sehr bald festgestellt war, und im Wesentlichen bis zum Ende dieser Epoche sich gleich blieb. Nur an der allmäligen Milderung der anfänglichen Sprödigkeit lässt sich ein Unterschied der Zeiten erkennen. Noch aus dem elften Jahrhundert erhaltene Bauten sind das Kreuzschiff der Kathedrale von Winchester (1079—1093)<sup>1)</sup>, die Ruinen der Klosterkirche auf der Insel Lindisfarne unfern Durham (1090)<sup>2)</sup>, der Chor der Kathedrale von Norwich (1096—1101), die Krypta und der Chor von Gloucester<sup>3)</sup> (1088—1100)<sup>3)</sup>. Rundsäulen, allenfalls mit Pfeilern wechselnd, Würfelkapitälre strengerer Art, einfachere Verzierungen sind hier vorherrschend. Das Mauerwerk ist zwar schon mit wohlbehauenen Steinen, aber meist mit breiten Mörtellagen bekleidet. Der Frühzeit des zwölften

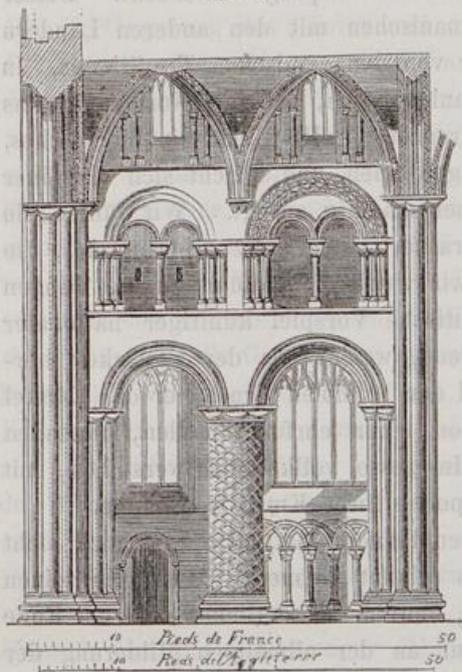
<sup>1)</sup> Es ist zwar durch den Sturz des Thurmes im Jahre 1107 beschädigt und hergestellt, aber nur in einzelnen Theilen, man erkennt die Herstellungen an der Verschiedenartigkeit des Mauerwerks.

<sup>2)</sup> Abbildungen bei Britton, Arch. Ant. III, p. 52. Die Eigenthümlichkeit des Mauerwerks und der dazu benutzten Steine entspricht genau der Beschreibung, welche der Chronist Reginald von Durham von der ersten Anlage giebt. Vgl. Glossary Vol. III, p. 41.

<sup>3)</sup> Er ist im fünfzehnten Jahrhundert in sehr eigenthümlicher Weise im Perpendicularstyl ausgeschmückt, doch so, dass der alte Bau noch völlig kennbar ist.

Jahrhunderts gehören in der Kathedrale von Ely das Kreuzschiff (um 1109), in der von Durham Chor, Kreuz und Langhaus (1108—1128), in der von Norwich das Schiff (1122—1145) an, denen die Abteikirche

Fig. 167.



Kathedrale von Durham.

von Waltham, als der Kathedrale von Durham sehr ähnlich, hinzuzurechnen ist. Sie haben sämmtlich wechselnde Rundpfeiler noch von unförmlicher Dicke, wie die früheren Bauten, aber mit reicher verzierten Stämmen. Weiterhin werden gegliederte Pfeiler, aber mit wechselnder Gestaltung, beliebt, so im Schiffe von Peterborough (1117—1145), in dem von Ely (bis 1133), in der Kathedrale von Chichester (nach 1114 langsam erbaut), endlich in der von Rochester (1130 geweiht). In allen diesen Kirchen finden wir die Strenge des Styles schon etwas gemildert; die Kapitäle erscheinen nicht mehr als schwere Blöcke, sondern sind in kleinere Theile gelegt, zierlich gefältelt, die Triforien haben nicht mehr die weite Oeffnung, sondern sind getheilt, die Bögen durchweg

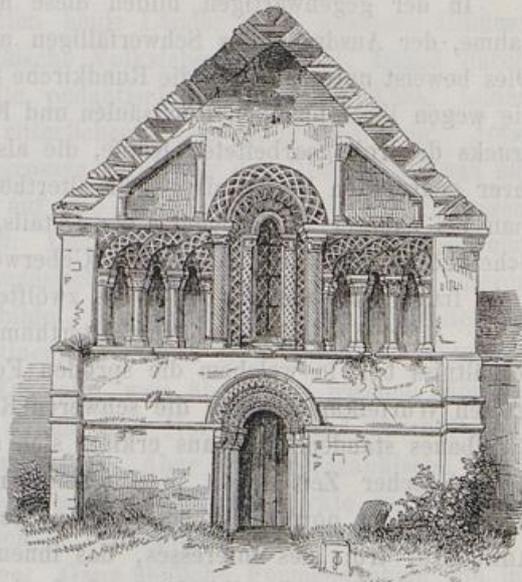
reicher profilirt, mit Rundstäben oder Höhlungen versehen. Wilhelm von Malmesbury, ein Schriftsteller, dessen Aufmerksamkeit auf architektonische Dinge wir schon bemerkt haben, erzählt von den Bauten des Erzbischofs Roger Poor von Salisbury (1107—1138), dass die Steinlagen daran so sauber gearbeitet seien, dass sie das Auge täuschten, als ob die Mauer aus einem Steine bestehe<sup>1)</sup>. Die angeführten Gebäude beweisen, dass diese sorgsame Behandlung des Mauerwerks nicht bloss in den Bauten des genannten Bischofs stattfand, sondern auch an anderen Orten erstrebt wurde; am Kreuzschiffe von Winchester unterscheiden sich die, nach dem Einsturze des Thurmes im Jahre 1107 gemachten Ergänzungen durch ihre dünnen Mörtellagen von dem älteren Mauerwerk<sup>2)</sup>. Ohnehin war eine saubere Bearbeitung

<sup>1)</sup> Fecit enim ibi (in Salesbiria et Malmesbiria) aedificia spatio diffusa, numero pecuniarum sumptuosa, specie formosissima; ita juste composito ordine lapidum, ut junctura perstringat intuitum, et totam maceriem unum mentiatur esse saxum. Wilh. Malm. Gesta ed. Hardy p. 637.

<sup>2)</sup> Glossary, Vol. I, s. v. masonry.

des Steines gleich anfangs, wenigstens bei grösseren und mit reicheren Mitteln ausgeführten Bauten, erstrebt, wir finden sie selbst in den älteren dieser englischen Bauten eben so sehr, wie in denen der Normandie<sup>1)</sup>. Aus dieser Sauberkeit der Arbeit und aus der decorativen Tendenz erklärt es sich, dass schon jetzt einzelne Gebäude entstanden, die mehr den Eindruck heiterer Zierlichkeit, als finsternen Ernstes geben. Man würde irren, wenn man daraus auf eine spätere Erbauungszeit schliessen wollte; die Gliederung und Profilirung ist nicht minder roh, als in den übrigen Bauten, aber die Zierlichkeit der Ornamentation und die Genauigkeit der Ausführung giebt dennoch dem Ganzen ein gefälliges Ansehen. Meistens findet sich dies bei kleineren Gebäuden, so bei der Kirche von Castle Rising, bei der von Castor in der Grafschaft Northampton, geweiht 1123<sup>2)</sup>, und in der von St. John in Devizes, die wahrscheinlich von Bischof Roger Poor (1107—1139) her stammt<sup>3)</sup>. Doch auch eine Kathedrale, die von Rochester, welche von Gundulph angefangen, im Jahre 1130 geweiht, aber bei dieser Weihe selbst sogleich wieder durch Brand beschädigt wurde, und mithin ihre Decoration einer etwas späteren Zeit verdankt, muss hieher gezählt werden. Sie hat allerdings beschränkte Dimensionen, eine lichte Breite des Mittelschiffes von nur 27 englische Fuss, mässige Höhe, und ist jetzt durch ein grosses, später eingebrochenes Fenster hell beleuchtet. Aber auch ehe dieses da war, musste der zierliche Wechsel der Säulenstellung an den Pfeilern, die durchgeführte Ausstattung der Bögen mit Zickzack oder diamantirten Streifen, das leicht gehaltene Triforium und besonders

Fig. 168.



Castle Rising, Norfolk.

<sup>1)</sup> Die normannische Arbeit unterscheidet sich durch die scharfe und glatte Fläche der behauenen Steine, während diese in den Bauten des späteren englischen Styles durch Anwendung des Radmeissels eine rauhere, gleichsam Furchen bildende Oberfläche haben.

<sup>2)</sup> Zufolge noch vorhandener alter Inschrift, deren Abbildung in Glossary III, p. 48 gegeben ist.

<sup>3)</sup> Britton, Arch. Ant. Vol. II, p. 11.

die sauber ausgeführte, wechselnde Ausstattung der Bogenfelder desselben mit Rauten, Sternen, Schuppen oder verbundenen Kreisen, einen freundlichen Eindruck machen, der mehr an die Heiterkeit eines ländlichen Festes, als an den trüben, nordischen Ernst der anderen Kathedralen erinnert. Die Façaden einiger kleineren Kirchen scheinen sogar auf den ersten Blick eine Aehnlichkeit mit gewissen italienischen Bauten, namentlich von Lucca und Pisa, zu haben, die aber nur durch das Vorherrschen der Horizontallinie und die Häufung von Arcadenreihen hervorgebracht wird, und bei der näheren Betrachtung der Details verschwindet. Wir sehen darin, wie leicht eine decorative Richtung zu ganz entgegengesetzten Wirkungen gelangt, und finden hier die ersten Spuren einer Umwandlung, die in der folgenden Epoche eintrat.

In der gegenwärtigen bilden diese heiteren Formen noch die Ausnahme, der Ausdruck des Schwerfälligen und Trüben blieb vorherrschend. Dies beweist unter anderen die Rundkirche St. Sepulchre zu Cambridge, die wegen ihrer plumpen Rundsäulen und Kapitäle, wegen des wilden Ausdrucks der roh gearbeiteten Köpfe, die als Kragsteine dienen, und wegen ihrer gedrückten Verhältnisse sehr alterthümlich erscheint, aber doch, wie man bei näherer Untersuchung der Details, namentlich der Profilirung der Scheidbögen und der künstlichen Ueberwölbung der Seitenschiffe findet, nicht früher, als um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entstanden sein kann. Allerdings trägt zu ihrem alterthümlichen Aussehen auch das Missverhältniss bei, in welchem die spröden Formen dieses Styles, die blockartigen Würfelkapitäle und die schweren Rundsäulen zu der Aufgabe eines Rundbaues standen. Hieraus erklärt sich auch, weshalb diese Form, die in sächsischer Zeit schon in England angewendet war<sup>1)</sup>, während der Herrschaft des normannischen Styles so selten wurde, dass die englischen Antiquare, trotz des Interesses, das ihnen diese Seltenheit einflösst, nur zwei normannische Rundkirchen aufgefunden haben, von denen nur die zu Cambridge noch in diese Epoche, die zweite aber, St. Sepulchre zu Northampton, schon, ebenso wie einige Bauten dieser Art im gothischen Style, der folgenden Epoche angehört<sup>2)</sup>.

#### Irland.

Die normannisch-englische Achitektur unterscheidet sich, wie wir gesehen haben, in mehrfacher Hinsicht von den gleichzeitigen Bauten der anderen Länder. Einige dieser Eigenthümlichkeiten lassen sich schon aus

<sup>1)</sup> Vgl. oben III. 525.

<sup>2)</sup> Vgl. Britton, Arch. Ant. Vol. I, p. 38, und Vol. III in fine.

der geographischen Lage des nordischen, von den Sitzen römischer Kultur entfernten Landes, und aus den Verhältnissen, welche sich nach der Eroberung bildeten, erklären. Andere aber deuten auf eine ungewöhnliche Geschmacksrichtung oder auf ältere Traditionen. Wir werden dadurch auf die Frage geleitet, welchem der Stämme, aus deren Vermischung die britische Nation entstanden ist, diese Neigungen und Traditionen angehören, ob den keltischen Ureinwohnern, den Sachsen, oder endlich den Scandinaviern, Angeln, Dänen und Normannen. Einige Aufklärung über diese Frage können wir erwarten, wenn wir auf Irland, wo der keltische Stamm sich fast, und auf Norwegen, wo der scandinavische sich ganz unvermischt erhalten hat, hinblicken. Die Beziehung beider Länder auf England berechtigt uns, sie an dieser Stelle zu betrachten.

In der vorigen Epoche hatten beide Länder einen gewissen Einfluss auf das sich neubildende europäische Volksleben ausgeübt; Irland durch den klösterlichen Fleiss und die pedantisch-phantastische Kunst seiner Mönche, Norwegen durch den ritterlichen Geist seiner Seefahrer. Jetzt lagen sie schon ausserhalb der grossen Strömung der Geschichte; was sie mittheilen konnten, war schon auf die anderen Nationen übergegangen und von diesen weiter entwickelt. Der ritterliche Geist der französischen Normannen und der übrigen französischen Provinzen war in viel edlerer und bestimmter Weise ausgebildet, als der jener herumschweifenden Abenteurer; die Klöster des Continents waren in Kunst und Gelehrsamkeit wie in den Anforderungen an Disciplin weit über jene irischen Mönche hinausgegangen. Beide Länder, Irland und Norwegen sind überholt, sie sind empfangend, nicht mehr ausgebend. Aber ihre geographische Lage und die dadurch hervorgebrachte Abgeschlossenheit bewirkte es, dass sich dennoch der alte Geist, wenn auch in verminderter Bedeutung, erhielt.

In Irland liegt dies zu Tage. Ganz ähnliche Formgedanken, wie in jenen älteren irischen Miniaturen kommen auch an den merkwürdigen architektonischen Ueberresten der grünen Insel vor, über welche sorgfältige, vor wenigen Jahren angestellte Untersuchungen nähere Aufklärung gegeben haben<sup>1)</sup>. Diese Monumente stammen, darüber ist jetzt kein Zweifel, sämmtlich aus christlicher Zeit, und gewiss meistens aus der gegenwärtigen Epoche. Vor ihrer Bekehrung hatten auch die Iren, wie die anderen keltischen Völker, keine monumentale Architektur, ihre Tempel waren offene Steinkreise, ihre Altäre und Denkmäler phantastisch aufge-

<sup>1)</sup> George Petrie, the ecclesiastical architecture of Ireland, anterior to the anglo-norman invasion, comprising an essay on the origin and uses of the round towers of Ireland, Dublin 1845, 4. (im Vol. XX der Transactions of the royal irish academy, auch in Octav besonders abgedruckt), ist hier durchweg meine Quelle.

stellte Felsblöcke, ihre Wohnhäuser kunstlose Holzbauten. Die geheimnissvollen Rundthürme, welche man auf den einsamen Stellen der Insel häufig findet, und die man lange für Feuertempel oder Sternwarten der Druiden, oder für Befestigungen der Dänen gehalten hat, sind Glockenthürme der Klöster. Indessen sind sie nicht, wie man früher glaubte, die einzigen merkwürdigen Monumente der Insel. Zwar wurden in der ersten christlichen Zeit, und selbst noch bis in das zwölfte Jahrhundert, auch die Kirchen häufig noch aus Holz gebaut; gleichzeitige Schriftsteller nennen dies ausdrücklich eine scotische (irische) Sitte<sup>1)</sup>. Indessen gab es schon damals, und vielleicht schon in heidnischer Zeit, auch kunstlose, aber merkwürdige Steinbauten. In entlegenen Gegenden der Insel finden sich nämlich Gebäude aus unbehauenen Steinen in höchst roher, aber eigenthümlicher Form, indem sie sämmtlich auf kreisförmigem Grundplane durch Zurücktreten der horizontalen Steinlagen zu einer Halbkugel, gleichsam zu einem hohlen Steinhügel, gebildet sind. Die Vermuthung ihres heidnischen Ursprunges wird dadurch bestätigt, dass in einer alten Lebensbeschreibung einem heidnischen Weissager, der mehrere, durch die Einführung des Christenthums bewirkte Neuerungen vorher verkündet, auch die in den Mund gelegt ist, dass die Gebäude nach römischer Weise in Winkeln angelegt (*angulatae*) sein würden, was auf ein Vorherrschen der runden Form in den heidnischen Bauten hindeutet. Dass Anlagen dieser Art irische Sitte waren, scheint auch aus der Lebensbeschreibung des heiligen Cuthbert, der, wie man annimmt, ein Irländer war, hervorzugehen. Der Lebensbeschreiber, Beda der Ehrwürdige, ein Engländer, dem diese Form fremd war, schildert nämlich ausführlich ein Gebäude, welches Cuthbert in seinem Bischofsitze Lindisfarne errichtete<sup>2)</sup>, und das jenen eben beschriebenen genau glich. Dies Haus war indessen keine Kirche, und bei solchen finden wir vielmehr in den Beschreibungen der irischen Chronisten stets die länglich rechtwinkelige Form, die man, vielleicht gerade im Gegensatze gegen die heidnische Sitte, hier festhielt. Dass diese Kirchen sämmtlich von Holz waren, kann man, ungeachtet jener Zeugnisse, schon aus dem Grunde nicht annehmen, weil das älteste irische Wort für eine Kirche geradezu ein Steinhaus bedeutet<sup>3)</sup>, und in einzelnen

<sup>1)</sup> Beda, *Hist. eccl. lib. III, c. 25*, erzählt von dem Irländer Firmian, welcher Bischof auf der englischen Insel Lindisfarne geworden war: *Fecit ecclesiam episcopali sedi congruam quam tamen more Scotorum non de lapide, sed de robore secto totam composuit atque harundine textit.* — So wird noch in der im zwölften Jahrhundert verfassten Lebensbeschreibung der heiligen Monenna erzählt, dass sie die Kirche erbaut habe: *Tabulis dedolatis, juxta morem Scoticarum gentium.* Petrie a. a. O. p. 125.

<sup>2)</sup> Petrie a. a. O. S. 131 und 127.

<sup>3)</sup> Petrie a. a. O. S. 141.

Nachrichten über frühe Bauten des Steines ausdrücklich gedacht ist. In der That finden sich auch noch zahlreiche Ueberreste uralter Kirchen, welche in ihrem Plane mit jenen Beschreibungen, in ihrem Mauerwerk mit den erwähnten alten Rundgebäuden übereinstimmen. Sie bestehen nämlich aus grossen, polygonalen und unregelmässigen Blöcken ohne Mörtel, deren Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt sind, sie enthalten, wie in jener Stelle der Biographie des heiligen Cuthbert bemerkt wird, zum Theil Steine von der Grösse, dass sie zu heben die Kraft von vier Männern erfordert haben muss. Sie bilden sämmtlich ein einfaches Parallelogramm, dem jedoch zuweilen ein kleineres Rechteck als Chor angefügt ist, und sind von geringer Dimension, höchstens 60 Fuss lang welches Maass St. Patricius einem bekehrten Fürsten ausdrücklich vorschrieb. Nur von der Kathedrale von Armagh wird berichtet, dass sie eine Länge von 140 Fuss gehabt habe. Mit den cyklopischen Bauten des Südens haben sie, ausser dem Mauerwerke, auch manches Andere gemein. Zunächst fehlt in den anscheinend älteren Ueberresten die Kenntniss des Keilschnittes; der Hauptheil der Kirche ist stets auf gerade Bedeckung berechnet, der Chor ist manchmal gewölbt, jedoch nur durch zurücktretende Steinlagen. Ein Beispiel dieser Art ist die kleine Kapelle zu Gallerus, deren schmale Wände auf der Ost- und Westseite senkrecht, deren Seitenwände aber vom Boden auf gegen einander geneigt sind, so dass sie eine Art von spitzem Tonnengewölbe mit 16 Fuss Scheitelhöhe darstellen<sup>1)</sup>. Mit Recht vergleicht man sie mit dem Schatzhause des Atreus. Die Eingangsthür auf der westlichen Seite besteht, wie in altgriechischen Bauten, aus schrägen, durch wenige an den Ecken behauene Blöcke gebildeten Seitenwänden und einem mächtigen Steine als Deckplatte, alles unverziert, oder doch höchstens mit einem, in einen Kreis eingezeichneten Kreuze auf dem Decksteine. Die Fenster sind klein, nur nach aussen erweitert, oben bald durch einen Stein rechtwinkelig gedeckt, bald durch zwei, welche giebelförmig an einander gelehnt sind, und also der Oeffnung eine dreieckige Spitze geben. Das grosse Fenster, das in der Schlusswand des Chores angebracht zu sein pflegt, hat auch wohl oben einen Halbkreis, der dann aber in den mächtigen Deckstein oder in zwei solche an einander stossende Steine eingehauen ist. Kirchen dieser Art finden sich unter anderen zu Long Corrib in der Grafschaft Galway, zu Ratass bei Tralee in Kerry, zu Glendalough in Wicklow, zu Kilmadugh, zu St. Dairbhile, Grafschaft Mayo, zu Fore, Grafschaft Westmeath<sup>2)</sup>. Der Geschichtsschreiber der irischen Alterthümer ist bemüht

<sup>1)</sup> Petrie a. a. O. S. 132.

<sup>2)</sup> Petrie a. a. O. S. 163 ff. Besonders bemerkenswerth wegen der kolossalen

gewesen, die Zeit ihrer Entstehung aus historischen Ueberlieferungen nachzuweisen, und setzt sie danach in sehr frühe Zeit, zum Theil in die des heiligen Patricius, was ich im Einzelnen dahingestellt lassen kann, da sie jedenfalls den Styl der frühesten Architektur dieses Landes zeigen.

In diese früheste Zeit gehören auch wenigstens einige der schon erwähnten Rundthürme. Sie sind in ihrer Anlage durchweg cylindrisch, meist nach oben zu verjüngt, oft auf einer konisch anlaufenden oder stufenförmigen Basis, bei vollständiger Erhaltung mit einem spitzen Dache bedeckt, 50 bis 150 Fuss hoch, mit einem Umfange von 40 bis 60 Fuss. Das Mauerwerk ist zwar an späteren Thürmen mit Hausteinen ausgelegt, an anderen aber dem jener Kirchen ähnlich. Das Innere zeigt die Anlage mehrerer Stockwerke, welche durch kleine Fenster von der oben geschilderten Art beleuchtet wurden. Obgleich Glockenthürme und als solche in den altirischen Urkunden bezeichnet, stehen sie niemals mit dem Gebäude der Kirche im Zusammenhange, oft ziemlich weit von demselben entfernt. Eine andere noch bemerkenswerthere Eigenthümlichkeit ist dann, dass die Eingangsthüre, wie in den englischen Burgen, niemals in das unterste Stockwerk führt, sondern, manchmal bis 20 Fuss, über dem Boden liegt. Alles dies erklärt sich durch die Annahme, dass sie ausser der Bestimmung zu Glockenthürmen auch die hatten, in Fällen der Noth als Zufluchtsort für die Schätze und die Bewohner der Klöster und der Umgegend gegen feindliche Angriffe<sup>1)</sup>, vielleicht auch als Warten und selbst als Leuchthürme für die heimkehrenden Mönche zu dienen. Zu alle diesem war dann auch ihre isolirte Lage, welche sie gegen Feuergefahr und Rauch sicherte, besonders so lange man hölzerne Kirchen baute, nützlich. Schon dem ersten Engländer, der uns eine Beschreibung von Irland giebt, dem Giraldus Cambrensis, welcher im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, im Gefolge des nachherigen Königs Johann, mit den Heeren König Heinrichs II. die Insel kennen lernte, fielen diese Thürme auf. Er spricht davon, dass nach der Sitte des Landes die kirchlichen Thürme eng, hoch und rund seien<sup>2)</sup>, und bezeichnet also die noch vorhandenen Thürme in unverkennbarer Weise. Wie lange vor ihm diese Sitte in Irland bestanden hatte, lässt sich nicht ermitteln, wahr-

---

Grösse der Steinblöcke und wegen des Kreuzes auf der Deckplatte ist die Kirche zu Fore, S. 173. Fenster der beschriebenen Art S. 181 ff.

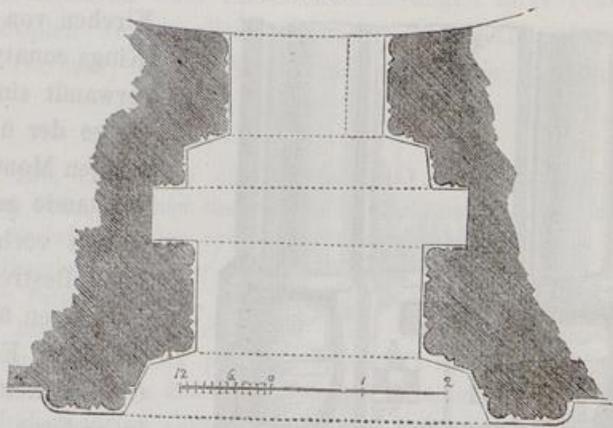
<sup>1)</sup> Zahlreiche Stellen bei Petrie a. a. O. S. 370 ff. geben einzelne Fälle, wo die Glockenthürme (Campanilia) in dieser Weise benutzt wurden.

<sup>2)</sup> *Turres ecclesiasticae, quae more patriae arctae sunt et altae, nec non et rotundae.* (Topographia Hiberniae, bei Petrie a. a. O. S. 8.) Der vollständigste solcher Thürme steht zu Devenish Island in Long Erne. Sehr viele andere sind a. a. O. S. 357 ff. aufgezählt.

scheinlich stammt sie aus der ersten Zeit nach der Einführung des Christenthums, wo die Klöster noch von heidnischen Angriffen gefährdet waren. Sie erhielt sich vielleicht bis in das dreizehnte, jedenfalls bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts.

Die Eigenthümlichkeiten des irischen Styles verschwanden allmählig, und wichen dem englisch-normannischen Style. Zwar hingen die Irländer an ihren alten Gewohnheiten. Als St. Malachias, Erzbischof von Armagh († 1148), zu Bangor eine Kapelle in der Weise errichten wollte, wie er sie in anderen Ländern gesehen hatte, entstand ein Aufstand, man warf ihm Neuerungssucht und Leichtsinns vor. „Wozu bedürfen wir,“ riefen seine Gegner, „solches kostspieligen und überflüssigen Werkes. Iren sind wir, nicht Gallier“<sup>1)</sup>. Indessen konnte man doch die Vorzüge einer mehr geregelten Baukunst nicht verkennen, und nahm daher zuerst technische Vortheile und Ornamente, wenn auch in einer durch den einheimischen Geschmack bedingten Umgestaltung, auf. Dies zeigen mehrere Kirchen und Rundthürme, welche mit den bisher beschriebenen zwar in der Anlage und im Mauerwerk übereinstimmen, an denen aber die Portale und zuweilen auch die Eingänge aus dem Schiff in den Chor im Keilschnitt überwölbt, und in sehr eigenthümlicher Weise verziert sind. Schon die Anlage dieser Portale ist von der anderer Länder abweichend, indem sie nicht eine einfache

Fig. 169.



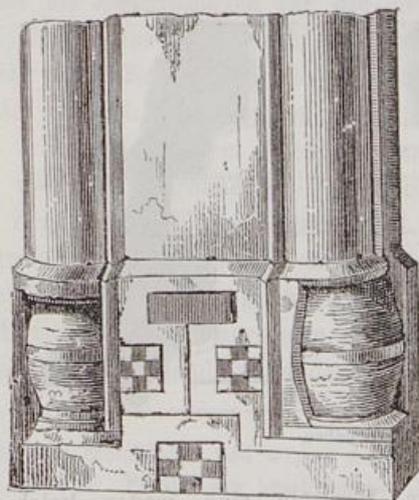
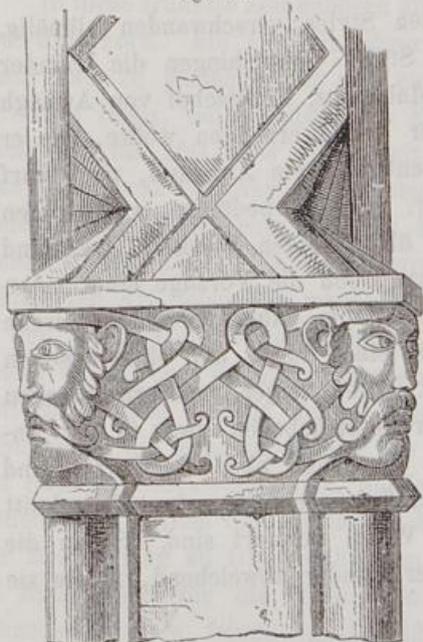
Timahoe.

diagonale Erweiterung von innen nach aussen darstellen, sondern einen Durchgang durch die Mauerdicke, der sich abwechselnd verengt und erweitert, wodurch dann Mauerpfeiler gebildet werden, welche mit Halbsäulen an den Ecken ausgestattet, und mit Kapitäl und Basis versehen sind. Beides wieder in ungewöhnlicher Weise. Die Kapitäle sind weder kelch- noch würfelartig, sondern viereckig und an den Ecken zu grottesken Menschenhäuptern ausgehauen, die einen weitgeschweiften Schnurbart und eine Art Haube zu tragen pflegen, und durch Bandverschlingungen,

<sup>1)</sup> Petrie a. a. O. S. 193, coll. 122.

wie sie in den irischen Miniaturen vorkommen, verbunden sind. Die Basis giebt nicht den entferntesten Anklang an die attische Form, sondern ist kugelförmig, oder aus zwei mit der Grundfläche an-

Fig. 170.



Timahoe.

einandergestellten Pyramiden zusammengesetzt<sup>1)</sup>, oder endlich bloss als steiler Wulst oder steile Höhlung gebildet, auch wohl noch wiederum durch einen Menschenkopf verziert. Die Säulenstämme sind glatt, die Pfosten neigen sich noch immer gegeneinander. Der Bogen ist offen und meist mit dem Zickzackornament, doch in flacher Zeichnung, versehen. Wir finden also Elemente des romanischen Styles der anderen Länder, aber mit einheimischen Traditionen gemischt und nach irischem Geschmacke umgestaltet. Zu den interessantesten Portalen dieser Art gehören die an den Rundthürmen von Timahoe (Queens county) und Kildare, denen die Chorbögen der Kirchen von Rathain bei Fullamore (Kings county) und zu Glendalough verwandt sind. Es kann sein, dass einige der übrigens nicht sehr zahlreichen Monumente dieser Art jenem Aufstande gegen den Erzbischof Malachias vorhergegangen sind. Dasselbe Bestreben der Einführung der im ganzen übrigen Abendlande herrschenden Formen wird unter der Geistlichkeit verbreitet gewesen, und in anderen Fällen ohne Widerstand geblieben sein. Allein eine ungefähre Zeitbestimmung gewährt uns diese Anekdote dennoch, so dass wir also

<sup>1)</sup> Es ist bemerkenswerth, dass in Georgien eine Basis dieser Art häufig vorkommt. Vgl. Grimm, *Monuments d'Architecture en Géorgie et en Arménie*, Lief. 10. Taf. 3. Manglis und Lief. 3. Mischetu. Eine Thatsache, die möglicherweise aus dem frühen Zusammenhange der irischen Civilisation mit dem Oriente (vgl. Band III. S. 607. Anm. 1.) zu erklären sein kann.

die Zeit dieses Uebergangsstyles in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts setzen können<sup>1)</sup>.

In allen anderen Bauten nähert sich der Styl schon mehr dem englisch-normannischen. Die Thürpfosten sind jetzt senkrecht, die Kapitäle würfelartig oder gefältelt, die Archivolten mit Höhlungen und Rundstäben tiefer gegliedert. Nur die Basis nimmt noch nicht die gewöhnliche romanische Gestalt an, sie ist bald kugelförmig, bald in Gestalt einer Schlange ausgemeisselt, bald wie ein umgekehrtes gefälteltes Kapital oder in anderen willkürlichen und phantastischen Formen gebildet. Ausser dem Zickzack ist jetzt das Strickornament angewendet, doch sind auch noch die grottesken Köpfe und besonders die Bandverschlingungen, welche letzten der englischen Architektur ganz fremd sind, besonders beliebt. Eine zweite Kirche zu Glendalough, und die Kirchen zu Clonmacnoise, Killaloe, Inishcaltra und Freshford geben Beispiele für diese weitere Stufe<sup>2)</sup>. Ueberwiegend ist die normannische Form in der Kirche auf dem Felsen Cashel, Cormac's Kapelle genannt, welche im Jahre 1134 geweiht ist. Hier haben die Portale Bogenfelder mit freilich sehr roh gemeisselten Thieren<sup>3)</sup>, die Wände im Aeusseren und Inneren Arcadenreihen. Im Inneren ist die Ostwand des Chores durch eine Arcatur von kleinen freistehenden Säulen geschmückt, welche, soviel wir wissen, bisher noch nicht in irischen Bauten vorgekommen waren, und die mit den gewundenen Kanneluren oder Zickzackverzierungen ihrer Stämme genaue verkleinerte Copien von englischen Säulen dieser Art, etwa aus der Kathedrale von Durham, sind. Doch mag hier die persönliche

<sup>1)</sup> Petrie, a. a. O. S. 196, legt einigen dieser Monumente ein sehr viel höheres Alter bei. Seine Beweise dafür bestehen theils bloss in den Angaben über frühere Bauten beim Mangel an Nachrichten über spätere Erneuerung, theils sind sie mehr positiver Art. In dieser Beziehung macht er hauptsächlich eine Stelle aus der Lebensbeschreibung der heiligen Brigitta geltend, welche lange nach ihrem Tode verfasst ist und von ihm in das neunte Jahrhundert gesetzt wird. In dieser Legende wird von einem Kirchenbau mit einer „ornata porta“ gesprochen. Allein das Ornament wird nicht beschrieben, und da es dem Erzähler nur darauf ankommt, dass die Pforte höher gewesen, als die frühere (deren Thüre ihr nun dennoch durch ein Wunder angepasst wird), so kann das Wort „ornata“ auch bloss die schlankere Form, oder jedenfalls eine sehr unbedeutende und gleichgültige Verzierung andeuten.

<sup>2)</sup> Petrie a. a. O. S. 257—282. Die Kirche zu Freshford hat eine irische Inschrift, in welcher der Erbauer genannt ist, dessen Lebenszeit Petrie um 1087 annimmt. Da seine Annahme sich aber bloss auf Namensgleichheit stützt, und die Namen, wie er selbst zugiebt, sich oft wiederholen, so ist der Beweis sehr unsicher. Die Formen erinnern an englische Architektur aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts.

<sup>3)</sup> Das eine Portal zeigt ein überaus entstelltes Lamm, das zweite einen Löwen, auf den ein Centaur den Pfeil richtet. Petrie S. 285 ff., besonders 292.

Neigung des Bauherrn oder Baumeisters das engere Anschliessen an die englisch-normannische Architektur bewirkt haben, denn in der wahrscheinlich von 1128 bis 1150 erbauten Kathedrale von Tuam sind die Kapitäle noch vierkantig und mit Bandverschlingungen verziert, die sich an zwei Kapitälern sogar zu breitgezerrten menschlichen Gesichtern gestalten.

Auch in diesen späteren Bauten gleichen die Dimensionen und der Grundplan denen der älteren einheimischen Kirchen; Schiff und Chor sind einfache Parallelogramme ohne Seitenschiffe<sup>1)</sup>. Nur an der Cormacskapelle ist eine Kreuzgestalt erlangt, aber nur im Aeusseren und zwar dadurch, dass am Ostende des Schiffes auf jeder Seite ein viereckiger Thurm angebaut ist. Die runde Form und die isolirte Stellung der Thürme sind also hier aufgegeben, nicht aber der gerade Chorschluss.

Die Vergleichung dieser Bauten mit den englischen giebt uns einige Auskunft über die Geschmacksrichtung des keltischen Stammes. Wir finden zunächst den geraden Chorschluss ausschliesslich angewendet, und sind dadurch zu der Vermuthung berechtigt, dass die Vorliebe für diese einfache und spröde Form in England auf einer altkeltischen, bei der Einführung des Christenthums entstandenen Gewohnheit beruhete, welche auf die Sachsen übergegangen war, nach der Eroberung anfangs durch die von den Normannen eingeführte Apsis verdrängt wurde, dann aber, nach der Verschmelzung der Einwanderer mit den Ureinwohnern, sich wieder geltend machte. Ebenso finden wir in Irland, wie in den muthmaasslich sächsischen Bauten Englands, die dreieckige Bedeckung der Fenster, also wiederum eine spröde, geradlinige Form, welche allerdings zu roh war, um sich nach der Bekanntschaft mit dem Keilschnitte zu erhalten. Selbst die aus zwei abgestumpften Pyramiden zusammengesetzte Basis der irischen Pfeiler zeigt verwandte Formgedanken, wie die sächsischen Säulchen, die wir oben kennen gelernt haben. Allerdings findet sich von anderen charakteristischen Eigenthümlichkeiten des irischen Styles in England keine Spur. Cyklopisches Mauerwerk kommt an monumentalen Bauten in England nicht vor, während andererseits die Auslegung der Bruchsteinwände mit horizontalen und verticalen Stücken, das sogenannte Lang und Kurz, sich in Irland so selten findet, dass man eher an eine Annahme der fremden Constructionsweise, als an eine einheimische Gewohnheit denken kann. Eine wichtige Verschiedenheit ist endlich die Form der Thürme; auch in England werden sie, jedoch nur an kleineren Kirchen aus der letzten Zeit des normannischen Styles, in runder Form, in den sächsischen und frühnormannischen Bauten dagegen durchweg vier-

<sup>1)</sup> Eine Eigenthümlichkeit der letztgenannten und späterer irischer Kirchen ist, dass sie über dem Gewölbe der Kirche einen grossen Saal und kleinere Gemächer haben.

eckig und unverjüngt gefunden, und haben also mit jenen schlanken irischen Thürmen nichts gemein. In Beziehung auf die Ornamente ist zwar das Zickzack in Irland wie in der normannischen Kunst beliebt, dagegen kommen jene Bandverschlingungen in runden Linien, in welche sich durch ein naheliegendes Spiel der Phantasie Schlangen und Drachen einmischen, in England, und dagegen die Vergitterungen und die mannigfaltigen geradlinigen Muster des englischen Styles in Irland nicht vor. Indessen ist nicht zu verkennen, dass diesen verschiedenen Decorationsformen doch die gleiche Neigung zum Arabeskenartigen, Verwickelten, Räthselhaften zum Grunde liegt, welche nur unter den Händen der Normannen verständiger und regelrechter sich in geraden Linien, bei den Iren phantastischer in unberechenbaren Curven entwickelt. Eine verwandte Richtung des Sinnes zeigt sich auch in den grottesken Menschenköpfen und Thiergestalten, welche in beiden Ländern, jedoch ohne nähere Aehnlichkeit der Form vorkommen. Dagegen finden wir für eine andere charakteristische Eigenthümlichkeit des englischen Styls, für die schwere Rundsäule, dort kein Analogon, und müssen daher annehmen, dass sie jedenfalls nicht keltischen Ursprungs ist.

#### Scandinavien.

Schon oben haben wir gesehen, dass die scandinavischen<sup>1)</sup> Völker vor der Einführung des Christenthums keine eigene monumentale Architektur besaßen, dass aber dennoch ihre angestammte Sinnesweise auf die

<sup>1)</sup> Ein Werk, welches erschöpfende Auskunft über die Bauten der scandinavischen Länder gäbe, existirt noch nicht. Die auf Kosten der französischen Regierung neuerlich herausgegebenen *Voyages de Scandinavie* par Gaymard enthalten zwar einzelne prachtvolle und dankenswerthe Zeichnungen, aber einen völlig oberflächlichen und unkritischen Text. Minutoli, *der Dom zu Drontheim*, Berlin 1853, liefert zwar nicht minder prachtvolle Zeichnungen dieser Kirche und ausserdem viele Nachrichten über andere scandinavische Bauten. Der Verfasser ist aber in der völlig unhaltbaren Hypothese eines besonders frühen Vorschreitens der scandinavischen Architektur befangen. Dahl, *Denkmäler einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst in den inneren Landschaften Norwegens* (1837) lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf eine interessante, unten näher zu beschreibende Klasse von Bauwerken. Seitdem haben denn auch die nordischen Forscher ein eifriges Studium ihrer einheimischen Bauten begonnen, dessen Resultate theils in den Jahresberichten des Vereins für Erforschung und Veröffentlichung der norwegischen Denkmäler zu Christiania und andrer ähnlicher Gesellschaften theils in besonderen Werken publicirt sind. Von diesen sind die von Brunius (*Beskriv. af Lunds Domkirke* 1836 und 1854. *Arkitektonisk Resa* 1838. *Skånas Konsthist.* 1850. *Konstanteckningen.* 1851) und von N. Nicolaysen.

ihnen überlieferten romanischen Formen einwirkte und diesen ein bestimmtes, abweichendes Gepräge gab. Geschah dies schon bei den französischen Normannen, die sich den Sitten ihrer neuen Heimath so leicht fügten, so kann man es in noch viel höherem Grade von den im Mutterlande zurückgebliebenen Stämmen erwarten, die den Traditionen ihrer Vorzeit und den klimatischen Einflüssen des Nordlandes unterworfen blieben, und dem Christenthume langen und hartnäckigen Widerstand entgegensetzten.

Dänemark war dasjenige dieser Länder, in welchem das Christenthum zuerst Eingang fand. Schon König Harald Blauzahn (936—986) verliess den Glauben seiner Väter und beförderte in Jütland die Erbauung dreier hölzerner Kirchen; er wurde in der auf seiner Königsburg zu Roeskilde von ihm erbauten, ebenfalls hölzernen Dreifaltigkeitskirche begraben<sup>1)</sup>. Diese Kirchen waren ohne Zweifel sehr einfach, schon um den Widerwillen des Volkes gegen das noch verhasste Christenthum nicht zu reizen. Indessen scheint es doch, dass die Dänen nicht ganz ohne Kunstübung und Prachtliebe waren; wenigstens schildert Adam von Bremen die Flotte, mit der König Swein Gabelbart zur Eroberung von England auszog, als sehr glänzend. Die Schiffe waren bemalt, mit Gold und Silber verziert, mit einem Thurme versehen; die Wahrzeichen der Anführer, Thiere oder Menschengestalten, prunkten daran in glänzenden Metall<sup>2)</sup>. Swein war Heide geblieben, sein Sohn Knud der Grosse, der Besieger von England (1013—1035), wandte sich wieder dem Christenthume zu und begünstigte es in seiner Heimath. Er gründete mehrere Kirchen in Dänemark, der Sage nach auch steinerne<sup>3)</sup>. Indessen war ohne Zweifel Holz noch lange das vorherrschende Material; wie alle seefahrenden Völker werden auch die Dänen eine Vorliebe für dasselbe gehabt haben. Knuds eigene Kirchenbauten in England waren, wie schon oben erwähnt, hölzerne, und selbst die Wände der Königsburgen in Dänemark und Norwegen be-

(Arkaeologisk-historisk Fortegnelse etc.) zu nennen. Diesem verdanke ich eine in der Nordischen Universitätszeitschrift (Upsala 1856. p. 163 ff.) publicirte Uebersetzung des die scandinavische Kunst betreffenden Abschnittes der 1. Aufl. meines Buches mit berechtigenden Anmerkungen. Besonders wichtig sind dann das von demselben herausgegebene Kupferwerk: *Mindesmerker af Middelalderens Kunst i Norge*, so wie die in Kopenhagen erscheinenden *Danske Mindesmerker*.

<sup>1)</sup> Dahlmann, *Gesch. v. Dänemark* I, 78 und 83.

<sup>2)</sup> Dahlmann a. a. O. S. 97.

<sup>3)</sup> Die bei Fiorillo, *Gesch. d. z. K. in D. II.* 137, und in Münter's *Kirchengesch. Dänemarks* I. 414, erwähnte Angabe einiger Chronisten, dass Knud zu diesen Kirchenbauten Steine aus England und selbst einen englischen Baumeister gesendet habe, ist von Höyen (*Dansk Ugeskrift, Dänische Wochenschrift*, II. 1843) widerlegt. Die ältesten Steinbauten Dänemarks sollen mit rheinischen Steinen gebaut sein.

standen nur aus grossen, äusserlich durch einen Theeranstrich geschützten, innerlich durch bunte Teppiche verdeckten Baumstämmen, deren Lücken mit Moos verstopft waren<sup>1)</sup>. Noch im Jahre 1086 war die Kirche der Königsburg zu Odense, in welcher Knud der Heilige den Tod fand, von Holz<sup>2)</sup>, und im Jahre 1128 bemerkten die Begleiter des Bischofs Otto von Bamberg auf seiner Missionsreise in Dänemark, dass die Städte und Burgen nur durch hölzerne Mauern geschützt seien<sup>3)</sup>. Indessen hatte schon der erwähnte, später heilig gesprochene König Knud IV. (1080—1086) die Freude, dass unter seiner Regierung der Dom zu Roeskild in Seeland in Steinen vollendet<sup>4)</sup>, der zu Lund wenigstens begonnen wurde. Beide Kirchen, noch jetzt die bedeutendsten dieser Gegenden, besitzen wir indessen nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt. Der Dom zu Roeskild, wie er jetzt erscheint, gleicht im Wesentlichen dem Dome zu Braunschweig und dem demselben nachgebildeten Dome zu Ratzeburg, nur dass die Gewölbe, vielleicht bei einem Verschönerungsbau um das Jahr 1300, vielleicht nach dem Brande vom Jahre 1443<sup>5)</sup>, erneuert sind. Er wird daher jedenfalls später als die deutsche Kirche, vielleicht erst im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein. Namentlich deutet auf diese spätere Zeit der Chor, welcher, abweichend von seinem deutschen Vorbilde, einen Umgang, wenn auch ohne Kapellenkranz, mit Strebepfeilern und mit eleganten Gruppen von je drei rundbogigen Fenstern hat<sup>6)</sup>. Der Dom zu Lund, der, obgleich auf dem Festlande des heutigen Schweden gelegen, der Sitz des Erzbischofs von Dänemark wurde, scheint in der That ein ausgezeichnetes Gebäude<sup>7)</sup>. Das Langhaus ist von den niedrigen Seitenschiffen durch wechselnde stärkere und schwächere Pfeiler geschieden, jene mit Halbsäulen besetzt, diese einfach viereckig, und scheint schon

<sup>1)</sup> Dahlmann a. a. O. II, 124.

<sup>2)</sup> Nach Saxo hatte sie *ligneos parietes* und nach der *Knytlinga Saga* war die Kirche *Magnum ligneum templum pluribus et magnis vitreis fenestris instructum*. Vgl. die Stellen bei Langebek, *Scr. rer. Dan.* III, 365 in der Note. Auch das Glas war also noch eine Seltenheit, da es besonders erwähnt wurde.

<sup>3)</sup> Vgl. den Auszug aus Otto's Lebensbeschreibung von Sefried bei Langebek a. a. O. IV, 216.

<sup>4)</sup> Nach Aelnoth, dem fast gleichzeitigen Lebensbeschreiber Knud's des Heiligen, war die Roeskilder Kirche von dem Bischof Suegno († 1074) *insigni lapideo tabulatu* gebaut. Langebek a. a. O. III, 338. Vgl. auch Dahlmann a. a. O. S. 196. Eine Beschreibung nebst wenigen Zeichnungen hat Steen Friis zu Kopenhagen 1851 herausgegeben.

<sup>5)</sup> Vgl. über beide die bei Fiorillo II, 142 citirten Stellen.

<sup>6)</sup> Nach einer mir vorliegenden lithographischen von Hansen gezeichneten Abbildung.

<sup>7)</sup> Vgl. die oben citirte Beschreibung des Doms zu Lund von Brunius, 1854. mit Abbildungen.

ursprünglich auf Ueberwölbung angelegt. Unter den quadraten Gewölben stehen je zwei rundbogige Fenster; das Kreuzschiff ist ohne Seitenschiffe, die halbkreisförmige Chornische von der Breite des Mittelschiffs. Diese ist äusserlich sehr reich ausgestattet, unten Lisenen, dann drei grosse rundbogige und mit Säulen verzierte Fenster, welche durch vier gleich-grosse blinde Arcaden verbunden sind, dann über einem Rundbogenfriese eine offene Zwerggalerie<sup>1)</sup>. Die Kapitäle sind theils reine Würfelknäufe, theils nach der in Deutschland üblichen Weise mit Blattwerk würfelförmig ausladend; die Basis ist mit dem Eckblatt versehen. Bemerkenswerth ist, dass im Inneren die beiden Scheidbögen, welche jede Säule mit den beiden nächsten Pfeilern verbinden, durch einen grösseren von Pfeiler zu Pfeiler gezogenen Bogen bedeckt sind, also mit jener sehr organischen Anordnung, die wir an mehreren Kirchen in Sachsen und anderen Gegenden Deutschlands kennen gelernt haben. Die Fenster der Seitenschiffe und des Kreuzes sind lancetförmig, diese gruppenweise zu dreien zusammengestellt. Im Necrologium des Stifts zu Lund ist ein gewisser Donatus als Baumeister der Kirche, indessen ohne Jahresangabe aufgeführt<sup>2)</sup>. Die Ueberlieferung nennt ihn einen Italiener<sup>3)</sup>; der Styl scheint eher auf deutschen Einfluss zu deuten. Jedenfalls ist das jetzt erhaltene Gebäude nicht das, welches unter Knud dem Heiligen im Werke war und 1123 geweiht wurde<sup>4)</sup>, denn der Priester, welchen Bischof Otto im Jahre 1128 an den Erzbischof nach Lund absendete, nennt die Kirchen niedrig und von schlechter Gestalt, ohne den wenige Jahre vorher geweihten Dom auszunehmen. Offenbar haben wir also ein späteres, wie die Formen ergeben, erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts errichtetes Gebäude vor uns.

Auch die anderen noch erhaltenen ältesten Kirchen Dänemarks entfernen sich nicht bedeutend von den romanischen Bauten Deutschlands. So zunächst die Dome von Jütland; der zu Ribe, ein fünfschiffiger Bau von ziemlich bedeutenden Verhältnissen, an dem man eine Verwandtschaft der Formen mit den Kirchen der Rheinlande bemerkt<sup>5)</sup>; der zu Viborg,

<sup>1)</sup> Eine Abbildung der Chornische und der Krypta bei Gaymard a. a. O. Taf. 218—221, Grundriss und eine Travée des Inneren bei Minutoli Taf. I, Fig. 15 und Taf. X, Fig. 28. Die Ausstattung der Chornische deutet auf rheinischen Einfluss.

<sup>2)</sup> „Donatus architectus magister operis hujus obiit“ im Necrologium Lundense bei Langebek III, 461.

<sup>3)</sup> So Dahlmann J, 196 und Minutoli S. 36, beide ohne ihre Quelle anzugeben. Schon Brunius sagt, dass er ebensowohl aus Frankreich oder Deutschland gekommen sein könne.

<sup>4)</sup> Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, Kopenhagen 1837, S. 74.

<sup>5)</sup> Nicolaysen in der Nord. Univ. Tydskrift 1856. S. 178 n. 1. Ausführlichere

dessen Krypta ganz wie in ähnlichen deutschen Anlagen Kreuzgewölbe auf Säulen mit Würfelkapitälern zeigt; endlich auch der zu Aarhus in seinen älteren Theilen. Auch die Kirche zu Westerwig an der Nordwestküste von Jütland, 1197 vollendet, ist eine Basilika, in welcher Pfeiler wechselnd mit je zwei Säulen die halbkreisförmigen Scheidbögen tragen. Die Anordnung ist wieder mit deutschen Bauten verwandt, während die schwere Bildung der Säulen, welche die attische Basis mit dem Eckblatt und ein flaches, cylindrisches Kapitäl mit kurzen Eckabschnitten haben, eher an englisch-normannische Bauten erinnert. In Seeland sind die Klosterkirchen zu Ringsted und zu Soröe einfache, romanische Basiliken. Dagegen finden sich auf dieser und den andern scandinavischen Inseln einige romanische Kirchen von ungewöhnlicher Anlage. So zunächst in Seeland selbst die von Callundborg, welche gewissermaßen ein griechisches Kreuz darstellt. Der Hauptkörper des Gebäudes ist nämlich ein Quadrat, das durch vier Granitsäulen in neun viereckige, von Kreuzgewölben gedeckte Felder getheilt wird, auf dessen vier Seiten sich dann aber Kreuzarme, von der Breite des durch jene vier Säulen begrenzten Mittelraumes anschließen, die sämmtlich mit einer von drei Seiten des Achtecks gebildeten Apsis endigen und zwischen denen die Ecken jenes quadratischen Hauptkörpers der Kirche hervortreten. Dieser Grundplan dient demnächst als Unterbau für eine Thurmgruppe wie sie sich kaum wiederfindet. Jenen vier Säulen entspricht nämlich ein vierseitiger, mächtiger Mittelthurm, den dann vier achteckige Thürme je einer auf dem achteckigen Schlusse jedes Kreuzarmes umgeben. So überlegt und künstlich dieser Plan, so einfach und primitiv ist die Ausführung, jene vier mittleren Säulen bestehen bei ziemlich bedeutender Höhe (10 Ellen), jede aus vier Stücken Granit, von denen das eine, ungefähr in Gestalt eines umgekehrten Würfelkapitälens die Basis, ein zweites das Kapitäl in Gestalt einer Pyramide mit abgefaseten Ecken, zwei gleiche cylindrische Stücke endlich, durch einen eisernen Ring verbunden, den Schaft bilden. Die Mauern, auf einem Sockel von Granit ruhend, sind schon von Backsteinen, aber fast ohne alle Verzierung, mit schlichten, rundbogigen Fenstern. Die Bauzeit wird in die Jahre 1160 bis 1180 gesetzt und kann trotz der einfachen und primitiven Details nicht wohl einer früheren Zeit angehören<sup>1)</sup>. Das Ganze ist daher auch nicht als der künstlerische Ausdruck einer besondern nationalen Geistesrichtung zu betrachten, sondern aus der Verbindung ver-

Nachrichten über die meisten der im Texte genannten Kirchen bei Kugler, Baukunst I. S. 589 ff.

<sup>1)</sup> Vgl. die nach den „Danske Mindesmerker, 1860“ in den Mittheilungen der k. k. C.-C. 1864 S. I gegebene Beschreibung nebst Abbildungen. — Der viereckige Mittelthurm ist 1827 eingestürzt, die vier ihn umgebenden Thürme sind erhalten.

schiedener Zwecke zu erklären. Die Kirche, an einer Meeresbucht gelegen und daher plötzlichen Ueberfällen ausgesetzt, sollte zugleich eine Burg und eine Zufluchtstätte für die umwohnende Bevölkerung und ihre werthvollste Habe bilden. Aehnlich mag es sich mit der Kirche zu Bjernede (in der Nähe des Klosters Sorøe auf Seeland) verhalten. Sie ist ein Rundbau, in dessen Mitte vier starke und hohe Säulen mit rohen Kapitälern der beschriebenen Art, Kreuzgewölbe und einen viereckigen Thurm tragen. Dennoch ist diese Kirche, wie eine in derselben erhaltene Inschrift ergibt, nachdem sie von einem gewissen Ebbo (1150) in Holz errichtet gewesen, erst auf Veranlassung seines Sohnes Suno etwa um 1168 in Stein ausgeführt; auch sind ihre Gewölbe schon spitzbogig<sup>1)</sup>. Auch sonst finden sich Rundkirchen. So in Jütland zu Thorsäger und auf der Insel Bornholm vier kleine Kirchen, deren Gewölbe auf einem in der Mitte stehenden Pfeiler ruht<sup>2)</sup>. Auch in den ehemaligen Kolonien der Normannen in Grönland bei Igalikko und Kakortok und zwar in der Entfernung von drei bis vierhundert Schritt von grösseren Kirchenruinen hat man die Spuren von Rundbauten entdeckt, welche muthmaasslich als Baptisterien gedient haben<sup>3)</sup>. Der merkwürdigste Ueberrest dieser Art endlich, merkwürdig auch deshalb, weil er einen augenscheinlichen Beweis für die Ausdehnung normannischer Seefahrten und Niederlassungen im zwölften Jahrhundert giebt, findet sich bei New-Port auf Rhode-Island, an der nordamerikanischen Küste. Es ist ein Rundbau von 23 Fuss im Durchmesser; acht Säulen, deren Basis ein kreisförmig behauener, deren Kapitäl ein roher viereckiger Steinblock bildet, durch im Keilschnitt angelegte Rundbögen verbunden, tragen die Mauer, an welche sich ohne Zweifel das Dach eines Umganges anlehnte<sup>4)</sup>. Man glaubt, dass Bischof Erich, der im Jahre 1121 zur Bekehrung der Eingeborenen nach dem entdeckten „Vinland“ zog, die Errichtung dieser Taufkirche veranlasst hatte.

Wenn schon diese Bauten, wenigstens in der Anwendung der schweren Rundsäule, einen Anklang an den englisch-normannischen Styl geben, so finden wir denselben in entschiedener und glänzender Ausführung in der St. Magnuskirche zu Kirkwall auf den Orkneys-Inseln, welche damals der Sitz norwegischer Ansiedler waren. Die Kirche hat eine bedeutende

<sup>1)</sup> Abbildung und Beschreibung in den Annalen for nordisk Oldkyndighed, Kopenhagen 1841, S. 105. Der Grundriss bei Minutoli Taf. X, Fig. 16 (im Register und Inhaltsverzeichniss irrig als der der Kirche zu Westerwig bezeichnet).

<sup>2)</sup> Münter I, 416 und die angef. Annalen.

<sup>3)</sup> Vgl. wiederum die Annalen a. a. O. und Minutoli S. 13.

<sup>4)</sup> Eine aus den angeführten Annalen entnommene Ansicht bei Minutoli Taf. XI, auch Taf. X, No. 20 und 29.

Ausdehnung, eine Länge von 230, die Breite und die ihr gleiche Höhe des Mittelschiffs von 55 Fuss. Der Chor ist gerade geschlossen, das Mittelschiff von den uns bekannten schweren Rundsäulen begrenzt. Die massigen Würfelkapitäl, die Muster, mit welchen die Archivolten verziert sind, die Anordnung der Gallerien mit ihren den Scheidbögen gleichen Oeffnungen, die Fensterform und die Lisenen und Wandfelder des Aeusseren, alles gleicht völlig den Kirchen normannischen Styls in England. Der Bau wurde durch den Jarl Ragewald im Jahre 1137 begonnen, scheint aber grösstentheils etwas später, etwa in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, aufgeführt zu sein<sup>1)</sup>.

Schweden<sup>2)</sup> wurde langsamer bekehrt, noch im zwölften Jahrhundert machten sich heidnische Reactionen geltend. Bis zu den Tagen Erichs des Heiligen (1155) gab es in der Gegend von Upsala weder Priester noch eine fertig gebaute Kirche, erst Erich ordnete dort Kleriker an, um dem Gottesdienste vorzustehen<sup>3)</sup>. Daher sind denn auch ältere Kirchenbauten hier noch seltener und noch weniger bedeutend. Dass der sog. Odinstempel bei Upsala, ein von grossen, rohen Steinen aufgeführtes schlichtes Gebäude, nicht aus heidnischer Zeit stamme, ist jetzt allgemein anerkannt. Ausserdem bestehen bei der Stadt Sigtuna am Maelarsee mehrere Kirchenruinen, die man nach St. Olaf, St. Laurentius und St. Peter benennt. Es sind Reste von Pfeilerbasiliken oder einschiffigen Kirchen mit halbkreisförmigen Conchen und rundbogigen Fenstern. Dasselbe gilt von der Ruine zu Alfuaster in Ostgothland, von der des Klosters zu Wreta<sup>4)</sup>, und von der 1161 errichteten Dreifaltigkeitskirche bei Upsala. Das bedeutendste romanische Gebäude in Schweden ist die Kirche zu Warnheim, einem bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts gegründeten Cistercienserkloster angehörig. Sie hat nach der vorliegenden Abbildung eine halbkreisförmige Apsis mit Umgang ohne Kapellenkranz, spätromanische, ziemlich schlanke Bündelpfeiler, Kreuzgewölbe mit Rippen und wird im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts entstanden sein<sup>5)</sup>. Hierauf beschränkt sich unsere Kenntniss romanischer Bauten in diesem

<sup>1)</sup> Worsaae, die Dänen und Nordmänner in England. Leipzig 1852, S. 165. Taf. II und III, No. 25—27.

<sup>2)</sup> Quelle für die schwedischen Alterthümer sind noch jetzt die im vorigen Jahrhunderte herausgegebenen „Monumenta Uplandica“ und die „Suecia antiqua et hodierna“, aus welcher Agincourt, Tab. XLIII und Minutoli a. a. O. S. 11 und Taf. I und X ihre Nachrichten und die allerdings keinesweges den heutigen Anforderungen genügenden Zeichnungen der unten genannten Monumente entnommen haben.

<sup>3)</sup> Geijer, Geschichte v. Schweden I, 141.

<sup>4)</sup> Eine Abbildung der Grabkapelle dieses Klosters bei Gaymard a. a. O. Taf. 176.

<sup>5)</sup> Eine Abbildung des inneren Chors nach der Suecia antiqua in den Denkmälern der Kunst, Taf. 46.

Land. Die Kathedralen zu Linköping und Upsala sind gothisch, diese bekanntlich durch den Franzosen Etienne de Bonneuil in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut. Es ergiebt sich aus diesen allerdings unbefriedigenden Mittheilungen so viel, dass hier, in dem scandinavischen Lande, welches mit England in keiner, mit Deutschland in entfernterer Beziehung stand, wenigstens keine besonderen Eigenthümlichkeiten der Architektur zu bemerken sind.

Wichtiger ist Norwegen. Das Christenthum fand hier ungefähr eben so frühe wie in Dänemark Eingang. Schon Olaf I. Trygvaeson (995—1000) war getauft und erbaute einige Kirchen<sup>1)</sup>. Olaf II., der Dicke, später der Heilige genannt (1017—1030), ein eifriger Bekehrer, erbaute bei seiner Burg in Nidaros eine Kirche, die dem h. Clemens geweiht wurde, ohne Zweifel wie die Burg selbst, nur in Holz. Er fiel in einem zum Theil durch seine gewaltsamen Bekehrungsversuche verursachten Aufstande. Bald nach seinem Tode begann die Blüthezeit Norwegens. Durch das Beispiel der französischen Normannen, durch die Vortheile, welche der Uebertritt zu der bereits herrschenden Religion bei dem Handelsverkehr mit den christlichen Küstenstädten bot, wurde das Christenthum mehr und mehr verbreitet. Die Sitten milderten sich und das seefahrende Volk fand im Handel und in auswärtigen Kriegsdiensten reichere Quellen des Erwerbes, als früher im Seeraube. Ihre Abenteuerlust trieb die Normannen nach Norden und Süden; während sie die Orkneys und Shetlands Inseln sich unterwarfen, an den Küsten Grönlands und Nordamerika's vorübergehende Niederlassungen gründeten, suchten Andere Ruhm und Gewinn in der scandinavischen Garde der byzantinischen Kaiser. Selbst der König Harald Harderaade (1047—1066), der Halbbruder Olafs des Heiligen, war Anführer dieser Waräger in Konstantinopel gewesen und von da mit reichen Schätzen in die Heimath zurückgekehrt. Sein Nachfolger Olaf Kyrre, der Friedliche (1066—1093), arbeitete eifrig an der Civilisation des Volks; er führte an seinem Hofe ausländische Tracht und Sitte, in den Städten ein geordnetes Gildenwesen ein, und sorgte für die Verbesserung der religiösen Zustände in einer den Kräften des Landes angemessenen Weise. Beide schufen Steinbauten; jener in seiner Residenz Nidaros, dem heutigen Drontheim nicht nur eine Marienkirche, deren Festigkeit im folgenden Jahrhundert, wo sie dem Bau des vergrößerten Domes

<sup>1)</sup> Man hält die noch jetzt erhaltene Kirche von Mostar für die noch vor seinem Tode von ihm vollendete. Es ist ein überaus einfacher Bau von Granit, einschiffig, mit gerader Decke und viereckigem Chor ohne Apsis, statt aller andern Verzierung an einigen Stellen ein einfacher Rundstab, das Ganze 24 Ellen lang. Nicolaysen in der Univ.-Zeitschrift S. 182 Note 2.

weichen musste, bewundert wurde<sup>1)</sup>, sondern auch eine Festhalle, dem ersten weltlichen Steinbau in den nordischen Reichen, der jedoch erst von seinem Nachfolger vollendet wurde. Dieser errichtete in der von ihm neu angelegten Stadt Bergen zwar noch eine hölzerne, aber auch eine steinerne Kirche; auch erbauten unter seiner Regierung die Gildenbrüder in Drontheim eine der h. Magdalena geweihte Kirche in diesem Material<sup>2)</sup>.

Ob von den Bauten dieser Könige noch etwas erhalten ist, muss dahin gestellt bleiben, wohl aber finden sich in Norwegen noch einige Kirchen von sehr früher romanischer Bauart. Sie sind sehr einfacher Anlage, grossentheils in Granit gebaut, häufig einschiffig mit einem etwas schmaleren, auch wohl in halbrunder Apsis schliessenden Chore. Die grösseren, es scheinen etwa sechs gewesen zu sein, basilikenartig, mit niedrigen Seitenschiffen, ohne Kreuzschiff oder mit einem solchen, das nur durch seine Höhe bezeichnet, nicht im Grundrisse hervortretend ist, haben stämmige, kurze Rundsäulen, welche, denen des englisch-normannischen Styles ganz ähnlich, mit breiten, eckig profilirten Untergurten die Obermauer tragen. Die Fenster sind einfach rundbogig; die Portale, ebenfalls rundbogig und ohne Bogenfeld, gleichen den einfacheren jenes englischen Styles; sie und ein einzelnes darüber befindliches rundbogiges Fenster bilden die einzige Zierde der Façade, während der Thurm seine Stelle vor dem Chore hat. Alle diese Kirchen waren ursprünglich auf eine Balkendecke berechnet, die sich in mehreren der einschiffigen Kirchen<sup>3)</sup>, so wie unter den dreischiffigen in der Kirche zu Aker bei Christiania und in der Kirche zu Stavanger erhalten hat. Das Langhaus dieser Kirche, nach der Annahme der einheimischen Forscher in den Jahren 1128 bis 1150 erbaut<sup>4)</sup>, lässt den englischen Einfluss noch deutlicher erkennen; die Kapitäle der Rundpfeiler haben die bekannte, gefälte Form, die Portale Zickzackverzierungen und flache Dachgiebel. Auch der spätere, mit gerader Wand abschliessende Chor weist in seinen breiten gothischen Fenstern nach England hin<sup>5)</sup>. Die der Kirche zu Aker gleichende zu Gran oder Granelvolden in Hadeland<sup>6)</sup>, hat eine spätgothische Ueberwölbung. Eine auffallende Erscheinung bietet die Kirche zu Ringsaker in Hedemarken, indem sie, obgleich in der Anlage und in den plumpen Rundpfeilern jenen andern ganz gleichend, im Querschiffe und im Mittelschiffe des Langhauses mit Tonnengewölben und in den Seitenschiffen mit halben Tonnen-

<sup>1)</sup> Vgl. die von Minutoli S. 29 ausführlich besprochene Stelle des Snorro Sturleson.

<sup>2)</sup> Dahlmann a. a. O. II. 134.

<sup>3)</sup> Näheres über diese bei Kugler Baukunst II. 579.

<sup>4)</sup> Nicolaysen a. a. O. in der Univ.-Zeitschrift S. 190. Note 4.

<sup>5)</sup> Eine Ansicht des Chorschlusses bei Minutoli S. 13. als Vignette.

<sup>6)</sup> Gaymard Taf. 57. Minutoli Taf. VII. Fig. 20.

gewölben, also ganz nach dem südfranzösischen Systeme, und zwar in sehr schwerer, primitiver Weise überwölbt ist<sup>1)</sup>. Allein die Profile der Gesimse beweisen auch hier, dass die Ueberwölbung ein späterer Zusatz ist, dessen Gestalt, da sie in keiner andern scandinavischen Kirche wiederkehrt, eine ganz individuelle Veranlassung gehabt haben muss und einen neuen Beweis der Empfänglichkeit dieser Gegenden für fremde Formen gewährt. Abweichend von den bisher erwähnten Kirchen ist die Marienkirche in Bergen, indem sie statt auf Rundsäulen, auf massigen, eckig abgestuften Pfeilern ruht. In den Details finden sich aber auch hier Anklänge an englische Formbildung. Die Domkirche zu Drontheim in ihrer späteren, entschieden der englischen Gothik des vierzehnten Jahrhunderts angehörigen Ausführung die glänzendste architektonische Leistung Norwegens<sup>2)</sup>, enthält nur wenige romanische Ueberreste, von denen nur etwa die dem nördlichen Seitenschiffe sich anschliessende Kapelle bemerkenswerth ist, weil sie, übrigens ein länglicher, einschiffiger Raum mit halbkreisförmiger Apsis, einen Rundbogenfries hat, der an spätromanische deutsche Bauten erinnert. Ausserdem soll noch die Insel Munkholm im Fjord von Drontheim, ehemals ein schon im elften Jahrhundert gegründetes Benedictinerkloster, jetzt eine Festung, eine romanische Rotunde, deren unteres Stockwerk auf einem Pfeiler ruht, enthalten, über welche indessen Näheres nicht bekannt ist<sup>3)</sup>. Diese Nachrichten und die noch jetzt bemerkte Seltenheit steinerner Kirchen lassen mit Sicherheit darauf schliessen, dass Norwegen nicht der Sitz einer blühenden architektonischen Schule gewesen sein kann, und die beschriebenen Bauwerke deuten darauf hin, dass man sich im Wesentlichen dem englisch-normannischen Style anschloss.

Interessanter, als diese Steinbauten Norwegens, sind die Holzkirchen<sup>4)</sup>, welche sich hier im Inneren des Landes an vielen Stellen er-

<sup>1)</sup> Eine Aufnahme bei Nicolaysen, Mindesmerker Heft II. Taf. 3. und 4. Danach ein Durchschnitt bei Kugler a. a. O. S. 580. Vgl. dessen Bericht im D. Kunstbl. 1856. S. 164.

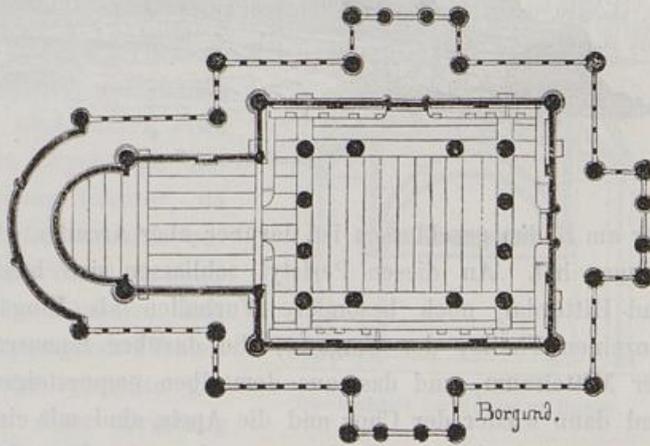
<sup>2)</sup> Minutoli in dem oben angegebenen Werke glaubt diese gothischen Theile zum Theil noch dem durch den Bischof Eystein im Jahre 1180 begonnenen Neubau und somit der norwegischen Architektur die Erfindung derselben Formen zuschreiben zu dürfen, welche in England, wo sie einheimisch und viel gebraucht sind, erst mehr als hundert Jahre später vorkommen. Die Widerlegung dieser Behauptung, auf die ich mich in der ersten Auflage dieses Werkes eingelassen, kann hier entbehrt werden, da sie bereits von Lübke im D. Kunstbl. 1853 No. 26, 27. in überzeugender Weise gegeben worden und jene Ansicht keinen Vertheidiger gefunden hat.

<sup>3)</sup> Minutoli S. 38.

<sup>4)</sup> Vgl. hier überall ausser dem angeführten Werke von Dahl und den Bemerkungen bei Minutoli S. 9. die zahlreichen Mittheilungen und Tafeln in den Jahrgängen der

halten haben. Während in den meisten andern Ländern die Kenntniss besserer Constructionsweisen den Holzbau verdrängte oder doch nur auf Nützlichkeitsbauten beschränkte, blieb er hier fortwährend auch für Kirchen in Anwendung und wurde sogar im Anschluss an die überlieferte Form christlicher Basiliken und wahrscheinlich auch an einheimische Traditionen, aber doch auch mit sorgfältiger Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit des Materials zu einem festen, sehr eigenthümlichen Systeme ausgebildet. Die einheimischen Forscher nehmen an, dass die Zahl solcher Kirchen sich auf sechs bis siebenhundert belaufen habe und noch jetzt bestehen 40 bis 50<sup>1)</sup>, welche zum Theil noch im Gebrauche, zum Theil aber in verödeten Gegenden, wo Niemand Interesse hat sich an ihnen zu vergreifen, unbenutzt stehn geblieben sind. Ueber den Ursprung dieser Bauten fehlt es natürlich in den meisten Fällen an genauen Nachrichten. Indessen ist in der Kirche zu Tinn<sup>2)</sup> in Ober-Thelemarken eine Runeninschrift gefunden, zufolge welcher sie durch einen Bischof Reiner, der um 1180 und 1190 auf dem bischöflichen Stuhle zu Hamar sass, geweiht ist. Da mehrere der anderen Kirchen dieser gleichzeitig, oder — wie die Beschaffenheit ihrer Sculpturen vermuthen lässt — älter zu sein scheinen, so ist nicht unmöglich, dass wir selbst Ueberreste des 11. Jahrhunderts besitzen, und jedenfalls wahrscheinlich, dass das System selbst so alt, und unmittelbar nach der Einführung des Christenthums entstanden ist. Alle diese älteren Kirchen bestehen aus einem quadraten Mittelraume mit den Sitzen für die Gemeinde, an den sich auf einer Seite der

Fig. 171.



Kirche zu Borgund.

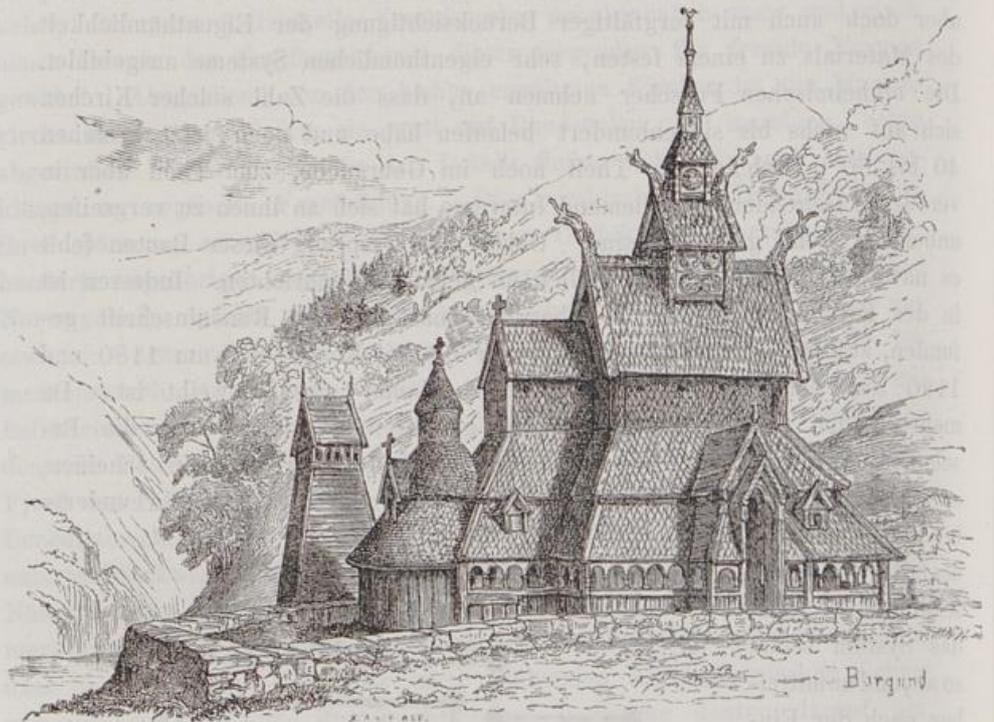
Mindesmerker von Nicolaysen. Eine dieser Holzkirchen, welche früher zu Wang bei Miösö in Valders stand, ist im Jahre 1841 auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV. angekauft und in das schlesische Riesengebirge bei Brückeberg versetzt.

<sup>1)</sup> Nicolaysen in der Univ.-Zeitschrift a. a. O. S. 191. Note 1.

<sup>2)</sup> Vgl. Dahl und Nicolaysen a. a. O., welcher Letzte indessen in den „Mindesmerker“ dieselbe Kirche mit dem Ortsnamen Atro bezeichnet. Kugler a. a. O. S. 574.

niedrigere, oft halbrund geschlossene Chor, an den drei anderen Seiten niedrigere und schmale Seitenschiffe anschliessen, welche dann wiederum äusserlich durch eine Art Peristyl, den sogenannten Lop oder Laufgang, umgeben sind,

Fig. 172.

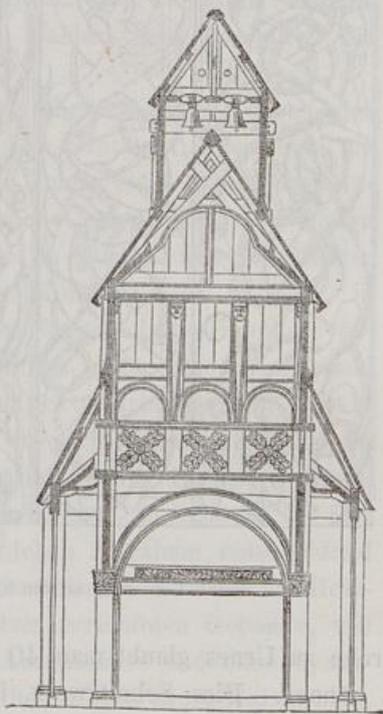


Ansicht von Borgund.

der am Boden geschlossen ist, darüber aber Arcaden oder fensterartige Oeffnungen hat. An diesen Peristyl schliessen sich häufig (z. B. in Borgund und Hitterdal) noch besondere Vorhallen als Eingänge an. Alle diese einzelnen Theile, der Umgang, die darüber hinausragenden Seitenschiffe, der Mittelraum, und das aus demselben emporsteigende Glockenhäuschen und dann wieder der Chor und die Apsis, sind mit einzelnen schrägen oder kuppelartig geformten Dächern versehen, so dass sich manchmal fünf bis sechs Dächer über einander erheben, und dem Ganzen ein pyramidalisches Ansehen geben. Die Wände, namentlich die die eigentliche Kirche umschliessende, an den Laufgang anstossende Wand, sind aus starken, aufrecht stehenden, mit Falzen ineinandergreifenden Bohlen gebildet, welche an den Ecken des Gebäudes durch mächtige runde Pfosten, und oben und unten durch horizontale Bretter zusammengehalten werden. Allerdings giebt es auch in Norwegen, wie in Russland und in andern Gegenden,

Blockhäuser, d. i. Holzbauten, die aus horizontal aufeinandergelegten und an den Ecken verschränkten Baumstämmen gebildet sind. Allein diese alten Kirchen Norwegens gehören nicht dazu, sondern haben alle die erwähnte Construction mit senkrecht stehenden Bohlen; schon ihr Name Reiswerk- oder Stabkirchen bezeichnet dieselbe<sup>1)</sup>. Die Dächer und zuweilen auch die wenigen nicht durch die Dächer verdeckten Stellen der Wand sind mit Brettern, Schindeln oder Schieferplatten bedeckt, so dass das Ganze dann um so mehr wie ein einiges, pyramidalisches Gebäude erscheint. Im Innern ist der Mittelraum auf allen vier Seiten, also sowohl gegen den Chor als gegen die Nebenschiffe, durch freistehende, schlanke, runde Pfosten, meistens mit Würfelkapitälen, begrenzt, welche dann mittelst weiter halbkreisförmiger Bögen die obere Wand tragen. Fenster hatten diese Kirchen ursprünglich nicht, sondern nur eine Reihe von kleinen, dicht unter dem Dache der Seitenschiffe in gleichen Abständen von einander stehenden kreisförmigen Luftlöchern, von etwa  $\frac{1}{2}$  Fuss Durchmesser, an welchen, wo sie sich erhalten haben, keine Spur beabsichtigter Verglasung zu finden ist; die viereckigen, wohl auch äusserlich als Erker vortretenden Fenster, welche man jetzt an ihnen sieht, sind neuere, etwa dem 17. Jahrhundert angehörige Zusätze<sup>2)</sup>. Oberhalb dieser Fenster, da wo die Dächer der Seitenschiffe anstiessen, öffnete sich die Wand zu einer Art Triforium, in dem stärkere, dem constructiven Zwecke genügende Pfosten unten durch kreuzweise gestellte geschnitzte Bretter zu einer Brüstung und oben durch halbe Kreisbögen verbunden waren. Darüber dann die Oberwand mit starken Pfosten, welche zuweilen mit maskenartig verzierten Köpfen die Balken des Daches tragen. Die hölzernen Tonnengewölbe, mit denen der Mittelraum gedeckt ist, sind durchweg spätere

Fig. 173.



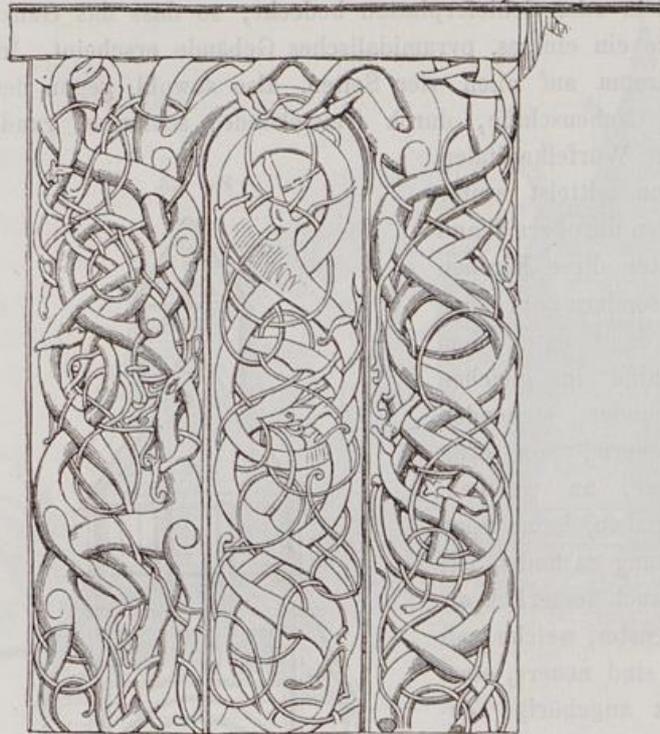
Durchschnitt der Kirche zu Hurum.

<sup>1)</sup> Dem ersten Worte liegt das scandinavische Zeitwort: reise, sich erheben, aufsteigen, zum Grunde.

<sup>2)</sup> Vgl. Nicolaysen a. a. O. der Univ.-Zeitschrift, S. 194. Anm. 4.

Zusätze; die altnordische Baukunst kannte weder solche Gewölbe noch die flache Felderdecke, sondern nur das offene Sparrwerk, etwa wie in England. Die Thüren dieser Kirchen sind rundbogig gedeckt, von geringer Grösse, etwa drei Fuss breit und sieben bis zehn Fuss hoch, aber meistens

Fig. 174.



Urnes.

Portal-Verzierung an der Kirche zu Urnes.

Kirche zu Urnes glaubt man 40 verschiedene Ornamente dieser Art zählen zu können. Dies Schnitzwerk ist oft mit grossem Geschick ausgeführt und von freiem Schwunge der Linie, in der Kirche zu Tinn aber, derjenigen, bei der wir das Datum von 1180 wissen, ist die Behandlung trockener, flacher und charakterloser, und lässt daher darauf schliessen, dass dieser einheimische, der romanischen Architektur der südlichen Länder fremdartige Geschmack damals schon im Erlöschen war. Auch das Aeussere entbehrt nicht ganz solchen Schmucks. Wie die Thüren, haben auch wohl die Eckpfosten, die Säulen der Arcaden des Laufganges und die Giebelwände Schnitzwerk, und der eigenthümliche Anblick, den die in verschiedenen Höhen aufsteigenden Dächer gewähren, wird noch dadurch erhöht, dass von der Spitze der oberen Giebel phantastisch geschnitzte Balken aufwärts

verziert, zum Theil durch runde, halbsäulenartige Pfosten, zum Theil mit reichem Schnitzwerk, welches in verwickelten Verschlingungen riemenartiger Streifen von wechselnder, ab- und zunehmender Breite besteht, die in Schlangen, Fische, Vögel oder andere phantastische Gestalten auslaufen. Aehnliche Verzierungen finden sich dann auch an anderen Stellen, namentlich an den Würfelkapitälen, und zwar in grosser Mannigfaltigkeit; in der

steigen, welche an die knorrigen Aeste der Eichen und zugleich, wie diese, nur hier in bewusster Ausbildung, an riesige Schlangen erinnern. Dazu kommt dann gewöhnlich noch ein Glockenhäuschen, das aus dem Dache des Mittelraumes emporwächst, doch finden sich auch besondere Glockenthürme, bald freistehend, bald dem Westende angefügt.

Das hier beschriebene System ist mit geringen Abweichungen, in allen diesen älteren Holzkirchen angewendet. Selbst in der Grösse differiren sie wenig; die kleinste derselben (die von Borgund) hat eine Länge von 18, die grösste (die von Høprekstsads, beide in Soge) die von 40 Ellen. Fast keine ist ganz ohne spätere Veränderungen, zu den besterhaltenen gehören die von Borgund und Urnes, beide in der Provinz Soge, und die von Hitterdal in Nieder-Thelemarken. Den reichsten Schmuck von Schnitzwerk haben die von Hurum in Valdres und besonders die von Urnes.

Die ungewöhnliche Erscheinung, welche diese Kirchen durch das stufenweise Aufsteigen ihrer Dächer geben, hat veranlasst, dass man sie mit byzantinischen Anlagen verglichen und in ihnen eine, durch das Material beschränkte Nachahmung des griechischen Centralsystems zu finden geglaubt hat. Man hat dies mit den Beziehungen, in welchen diese Nordländer theils als Söldner, theils als Handelsleute zu Konstantinopel standen, in Verbindung gebracht, und deshalb auf einen byzantinischen Einfluss geschlossen. Allein es ist eben so unwahrscheinlich, dass diese Kriegs- und Handelsleute hinreichendes Interesse für architektonische Formen gehabt haben, um sie in ihre nordische Heimath zu verpflanzen, als dass die abendländische Geistlichkeit sich diesen byzantinisirenden Neigungen eines ohnehin widerstrebenden Volkes gefügt haben würde. Auch steht die Gestalt der in Stein gebauten Kirchen einer solchen Annahme entscheidend entgegen; man kann unmöglich an einen byzantinischen Einfluss bei Holzbauten glauben, während die grösseren, in Stein errichteten Gebäude, wie wir gesehen haben, ganz in der Weise des Abendlandes und ohne byzantinische Reminiscenzen gebaut sind. Und endlich zeigen diese Holzkirchen selbst in ihren architektonischen Details und ihren Ornamenten durchaus nichts Byzantinisches, sondern nur den Anschluss an den romanischen Styl des Abendlandes oder eigenthümlich Nordisches. Wir haben also gar keine Veranlassung, an einen östlichen Einfluss zu denken, zumal da jene ungewöhnliche, gewissermaassen centrale Form dieser Landkirchen sich schon durch das System der Construction genügend erklärt. Wenn man eine der Basilika ähnliche Anlage, besonders einen Innenraum von einigermaassen bedeutender, für die Aufnahme einer ganzen Gemeinde tauglicher Höhe durch Wände von senkrecht gestellten Bohlen und Baumstämmen herstellen wollte, war es constructiv zweckmässig, die verschiedenen Theile

zu sondern und jenen hohen Mittelraum mit niedrigeren Theilen zu umgeben, welche gegen ihn anstrebten und seinen oberen Wänden Halt gaben. Man muss anerkennen, dass dieser Gedanke eines in Holz ausgeführten Strebesystems hier mit Scharfsinn und Consequenz durchgeführt ist. Die lange Erhaltung dieser Gebäude ist das beste Zeugniß dafür. Dazu kamen dann andere klimatische und materielle Rücksichten. Man bedurfte der Vorhallen, theils um die Gemeinde im Inneren gegen den Andrang der Winterluft zu schützen, theils um den weit herbeigekommenen Kirchenbesuchern, welche in dem kleinen inneren Raume augenblicklich nicht Platz finden konnten, Schutz gegen die Witterung zu gewähren<sup>1)</sup>. Man bedurfte der niedrigen Seitenschiffe, und der mehrfachen Dächer, um den Druck der Schneemassen zu erleichtern und ihr Herabfallen zu befördern. Die unteren Dächer gewährten zugleich den Vortheil, den Traufenschlag von dem Holzwerk der Wände abzuhalten. Einen Beweis dafür, wie natürlich eine solche Anlage unter ähnlichen Verhältnissen ist, geben die alten Holzkirchen, welche man neuerlich in Oberschlesien (in Syrin, Lubom und Bosatz bei Ratibor) und in Mähren (in Tychau, Nesselsdorf u. a. a. O.) entdeckt hat<sup>2)</sup>, von denen bei den ersten die Entstehung im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts (1204, 1205) ermittelt, bei den anderen etwa in das fünfzehnte Jahrhundert zu setzen ist. Auch hier ist der innere Raum von Hallen mit weitvorspringenden Dächern umbaut, auch hier der Chor immer ein schmaler, niedrigerer Anhang des Hauptgebäudes. Sie gleichen also den norwegischen Kirchen sehr, nur dass an diesen die Zahl der Dächer grösser ist, was dann theils mit dem noch rauheren Klima Norwegens, theils aber auch damit zusammenhängen mag, dass jene slavischen Kirchen im Blockverbande, nicht in Reiserwerk, erbaut sind und mithin nicht so vieler Stützen bedurften. Jedenfalls ist also dies Constructionssystem ein eigenthümliches Erzeugniß des Nordens, vielleicht sogar ausschliesslich Norwegens<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Nicolaysen a. a. O. in der Univ.-Zeitschrift. S. 196. Note 1. widerspricht dieser Annahme und will nur die constructive Rücksicht gelten lassen, und zwar das aus dem Grunde, weil solche Umgänge an den norwegischen Steinkirchen und an späteren Reiserwerk-kirchen fehlten. Allein die Steinkirchen sind geräumiger und gestatteten daher den sofortigen Eintritt und die späteren Reiserwerk-kirchen lagen vielleicht in weniger bewohnten Gegenden, wo der Zudrang nicht so gross war oder wo andere Gründe eine solche Anlage entbehrlich machten. Jedenfalls zeigt hier der Mangel des Laufganges, dass dieser kein dringendes constructives Bedürfniss war.

<sup>2)</sup> Vgl. über die schlesischen Kirchen Cuno in der Berliner Zeitschrift für Bauwesen 1852, S. 212 und Taf. 44., über die mährischen den Aufsatz des Ritters von Wolfskron in den Mitth. der k. k. Central-Commission. Bd. III (1858) S. 85.

<sup>3)</sup> Auch in Schweden kommen Holzkirchen vor, aber in anderen dem Steinbau nachgeahmten Formen (Mandelgren, Monuments Scandinaviques. Lief. 2.), und es ist

Es bleibt uns nun noch die Frage, ob jenes Schnitzwerk, in welchem die Verzierung dieser Kirchen besteht, ein einheimisches Erzeugniss ist. Der Umstand, dass es sich von der überwiegend geradlinigen Ornamentation in den Bauten der Normannen auf französischem und englischem Boden unterscheidet und dagegen den Ornamenten vollkommen gleicht, die wir in den irischen Miniaturen kennen und auch in den irischen Bauten wiederfanden, scheint dafür zu sprechen, dass die Norweger sie von den Iren angenommen hätten. Die historischen Beziehungen Norwegens zu Irland und England würden einer solchen Herleitung nicht widersprechen. Allein es ist wahrscheinlicher, dass dieser Geschmack älteren Ursprungs ist und den keltischen und germanischen Völkern mit Einschluss der Scandinavier gemeinsam war. Schon bei den ihnen nahe verwandten Ost- und Westgothen und bei den anderen Germanen der Völkerwanderung können wir ihn nachweisen<sup>1)</sup>, und die Bereitwilligkeit, mit welcher alle deutschen Völker im achten Jahrhundert die irische Verzierungskunst aufnahmen, zeigt, dass dem ausländischen Formenspiel ein einheimisches Element fördernd entgegenkam. Diese geheimnissvoll verschlungenen Linien, welche sich, wie Wolkenbildungen in der Phantasie des Beschauers, in drohende Thiergestalten verwandeln, entsprechen offenbar der Neigung für das Schauerliche, Räthselhafte, Dunkle, welche wir bei allen keltischen und germanischen Völkern wahrnehmen, die aber nirgends so bedeutsam und grandios auftritt, als in der scandinavischen Göttersage. Sie sind mit den Bandverschlingungen auf den Kapitälern deutscher Bauten, mit den grottesken Gestalten aller Art verwandt, die sich bald aus Architekturformen entwickeln, bald aus dem Blattwerk hervordrängen, und die wir im früheren Mittelalter bei allen germanischen Stämmen finden, bis nach Italien hinein und bis dahin, wo ihnen das Vorwalten antiker Reminiscenzen und das Element südlicher Klarheit eine Grenze setzte. Dass die französischen Normannen diese Formen nicht auf ihre Steinbauten übertrugen, erklärt sich schon aus der Gewandtheit, mit der sie sich in anderen Beziehungen den Sitten ihrer neuen Heimath anschlossen, und mehr vielleicht noch aus der Schwierigkeit, weich geschwungene Linien dem Steine abzugewinnen. Selbst in Norwegen verzichtete ja der Steinbau darauf, während sie im Holzbau fortdauernd angewendet wurden, und nur die Einsamkeit der irischen Insel und der harte Sinn ihrer Bewohner erzeugte

noch nicht festgestellt, ob es daneben auch solche in Reiserwerk giebt. Nicolaysen in d. Univ.-Zeitschr. a. a. O. S. 197. Anm. 3. In England ist zwar die Kirche zu Greenstead auch mit aufrecht stehenden Balken erbaut (S. oben S. 381.), aber ohne weitere Aehnlichkeit mit den Reiserwerkbauten. Ueber die Holzkirchen in Irland fehlt es an näheren Untersuchungen.

<sup>1)</sup> S. oben Band III. S. 510 ff.

das Wagniss, diese gewohnten Linienzüge auch mit dem Meissel auszuführen. Aber auch in der geradlinigen Ornamentation der Normannen erkennen wir noch in den vielfachen Durchkreuzungen und Zickzacklinien, welche sie liebt, so wie in der Einmischung von schreckenden Thier- und Menschenköpfen dieselbe Sinnesrichtung, während wir in den norwegischen Holzbauten neben der formellen Beibehaltung jener alten nordischen Verzierungskunst eine allmälige Veränderung des Sinnes daran wahrnehmen, dass nicht bloss die Energie des phantastischen Elementes abnimmt, die Linien steifer und von flacherer Ausführung werden, sondern dass sie allmähig mehr in Pflanzenformen übergehen.

---

Wenden wir uns nach alle diesem auf die Frage zurück, von der wir ausgingen, ob nämlich die Eigenthümlichkeiten der englisch-normannischen Architektur einem irischen oder scandinavischen Einflusse zugeschrieben werden müssen, so werden wir keinen Anstand nehmen, sie zu verneinen. Von einem unmittelbaren Einflusse Irlands auf die französischen Normannen findet sich keine Spur. Eher könnte ein solcher auf die Angelsachsen stattgefunden haben; in der Miniaturmalerei war er in der That vorhanden. Allein die sächsischen Bauten hatten, wie wir nach dem Wenigen, was wir von ihnen wissen, behaupten dürfen, einen ganz anderen Charakter, als die irischen. In Irland ein cyklopischer Steinbau, in den sächsisch-englischen Bauten die Spuren des Holzbaues, dort einschiffige Kirchen, die keiner Säule bedurften, hier aller Wahrscheinlichkeit nach die schwere, aus kleinen Steinen gebildete Rundsäule, dort ausschliesslich der runde, isolirte, hier der viereckige, mit der Kirche verbundene Thurm. Nur die Gewohnheit des geraden Chorschlusses herrscht hier wie dort, und scheint dem keltischen Stamme gemeinsam. In Dänemark dagegen, in Norwegen und selbst in den entfernten Niederlassungen der Nordmänner, gleichen die Bauwerke in roher Kraft und Massenhaftigkeit und in den Details vielfach den englischen. Allein in Dänemark zeigt sich neben diesen Formen deutscher Einfluss, in Norwegen hat die Holzarchitektur einen ganz anderen Charakter, in Schweden endlich, das ausser unmittelbarer Beziehung mit England stand und den scandinavischen Geist am reinsten entwickeln konnte, verrathen sich jene Eigenthümlichkeiten nicht. Alle Wahrscheinlichkeit spricht daher dafür, dass Scandinavien von England, nicht dieses von jenem empfangen hat. Für die Entstehung jener englischen Bauformen bleibt aber keine andere Erklärung, als dass sie durch die Mischung römischer Traditionen mit keltischen Anschauungen und

sächsischer Erbheit hervorgebracht sind, und durch die Einwirkung örtlicher Verhältnisse und Gewohnheiten auch unter der Herrschaft der stammverwandten französischen Normannen Geltung behalten haben.

---

Siebentes Kapitel.

## Plastik und Malerei dieser Epoche in Deutschland, Frankreich und England.

In den darstellenden Künsten hat das geographische Element nicht die Bedeutung, wie in der Architektur; der Mensch steht in ihnen in unmittelbarer Beziehung zu der allgemeinen geistigen Grundanschauung, ohne durch das Mittelglied localer Verhältnisse bedingt zu sein. Sie zeigen daher auch in dieser Epoche nicht die Fülle provinzieller Gestaltungen, welche in der Architektur gleichsam aus der Eigenthümlichkeit des Bodens hervorsprossen, und namentlich stehen die nördlichen Völker, welche ich in der Ueberschrift genannt habe, einander so nahe, dass wir sie gemeinschaftlich betrachten können. Zwar sind auch hier ihre Leistungen nicht gleich, aber ihre Verschiedenheiten ergänzen sich und stellen in ihrem Zusammenhange den gemeinsamen Geist des Zeitalters deutlicher dar. Dagegen sind die Erfolge in den verschiedenen Kunstzweigen ungleich, so dass es geeignet scheint, diese einzeln ins Auge zu fassen.

Ich habe schon wiederholt erwähnt, dass die bildenden Künste dieser Epoche im inneren Werthe der Architektur nachstehen und erst später zur Reife gelangten. Allein dennoch sind sie beachtenswerther, als man gewöhnlich annimmt. Man pflegt gerade diese Epoche, namentlich bis zum Jahre 1050, als die Zeit des tiefsten Verfalles der Kunst zu bezeichnen, und in der That steht sie, wenn man auf das Verständniss der Natur als eine nothwendige Voraussetzung der darstellenden Künste sieht, im Ganzen auf einer überaus niedrigen Stufe, vielleicht selbst tiefer als die karolingische Zeit. Die natürlichen Formen erscheinen bald in rohester Auffassung, bald in unangenehmer und beleidigender Entstellung, manchmal sogar mit einer Auffassung, welche fast absichtlich sich von der Wahrheit zu entfernen und ein nur entfernt ähnliches, willkürliches Schema an ihre Stelle zu setzen scheint. Die meisten unserer Kunstfreunde und Künstler, welche, der Richtung unserer Zeit gemäss, die natürliche Wahrheit fast bis zum Vergessen der höheren stylistischen Rücksichten zu schätzen gewohnt sind, vermögen daher diesen Leistungen kein Interesse